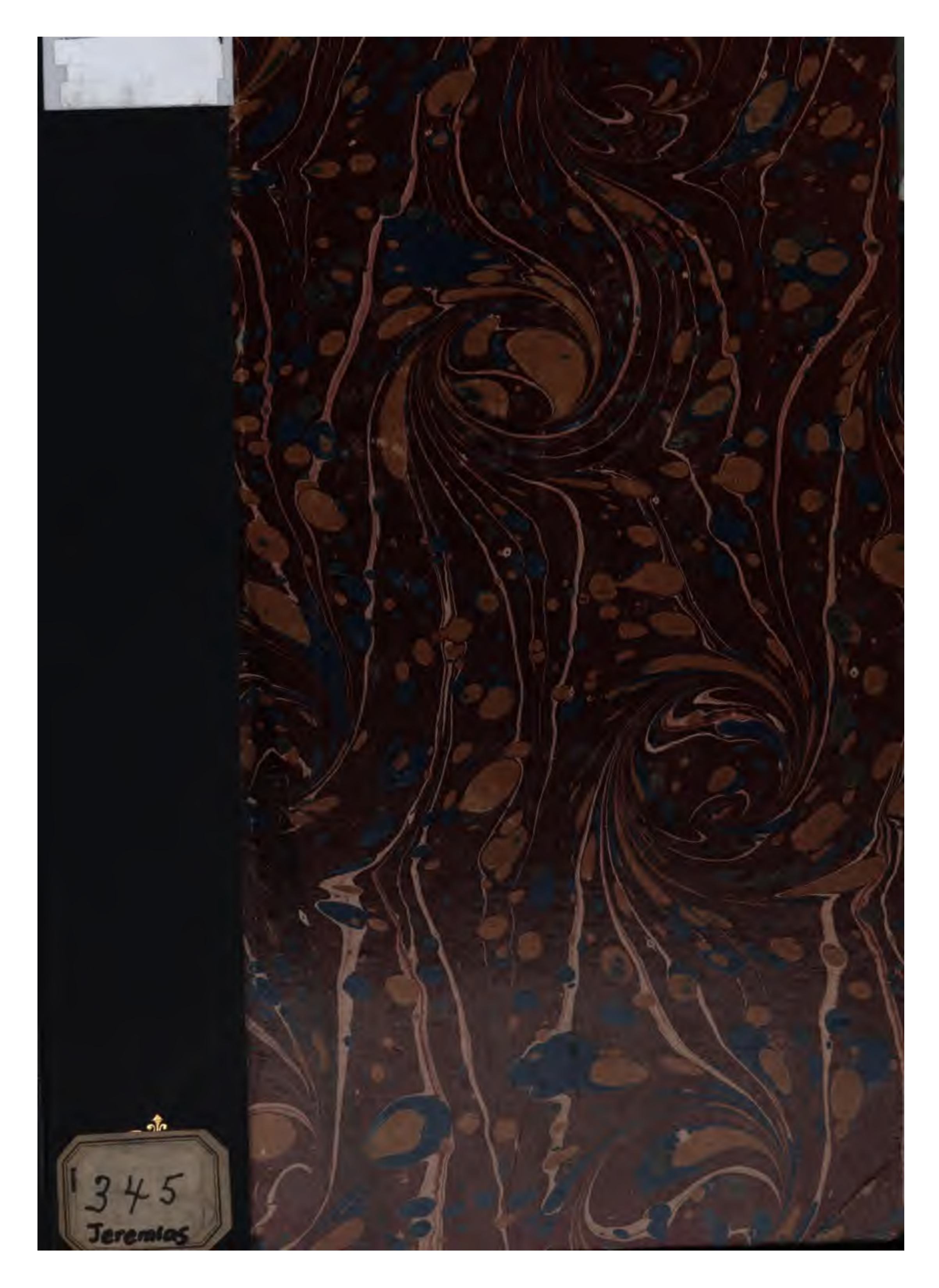
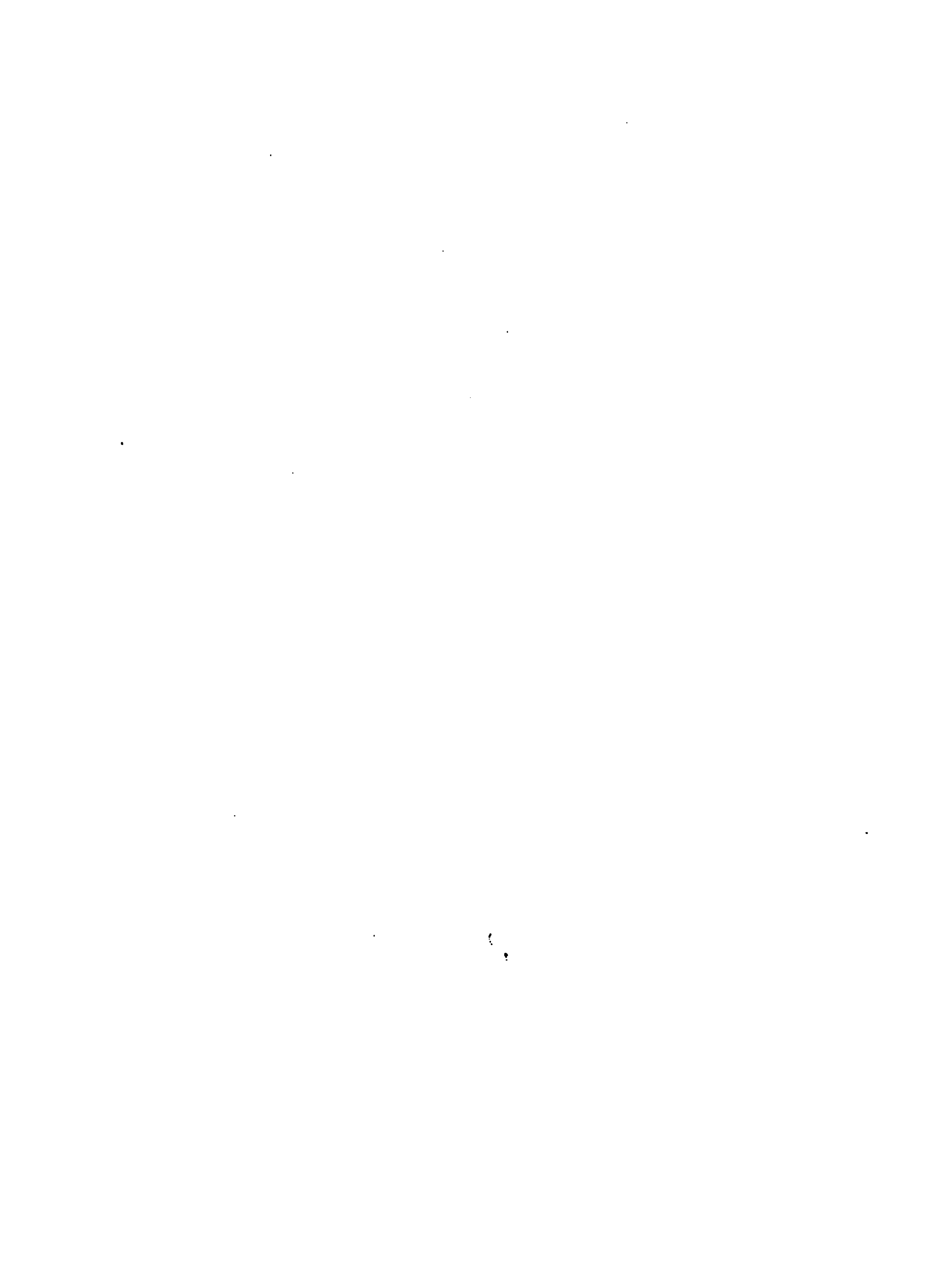


345
Jeremias


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



IM KAMPFE
UM
BABEL UND BIBEL

EIN WORT

ZUR VERSTÄNDIGUNG UND ABWEHR

VON

DR. ALFRED JEREMIAS
PFARRER DER LUTHERKIRCHE ZU LEIPZIG

VIERTE, ABERMALS ERWEITERTE AUFLAGE

8. bis 10. TAUSEND

MIT EINEM VORWORT: „OFFENBARUNG IM ALTEN TESTAMENT“
ALS ERWIDERUNG AUF FRIEDRICH DELITZSCH'S VORWORT „ZUR KLÄRUNG“
IN DEN NEUEN AUFLAGEN VON BABEL UND BIBEL II



LEIPZIG
J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG
1903

„Wir können nichts wider die Wahrheit,
sondern für die Wahrheit.“ Paulus

Zur Klärung.

Offenbarung im Alten Testament.

Entgegnung auf Friedrich Delitzsch's Vorwort „Zur Klärung" in der neuen Auflage von Babel und Bibel II.

In einem „Zur Klärung" überschriebenen Vorworte zur neuen Auflage von Babel und Bibel II formuliert Friedrich Delitzsch noch einmal seinen Widerspruch gegen den Offenbarungscharakter der alttestamentlichen religiösen Urkunden und führt es auf „Unkenntnis, Gleichgiltigkeit oder Verblendung" zurück, wenn wir den altisraelitischen Prophetensprüchen [1]) einen Offenbarungscharakter zuerkennen, der weder im Lichte der Wissenschaft noch in dem der Religion oder Ethik standhalte. Und Delitzsch fährt fort: „Je tiefer ich mich versenke in den Geist der alttestamentlichen prophetischen Schriften, desto banger wird mir bei Jahve, der die Völker mit seinem unersättlichen Zornesschwert hinschlachtet, der nur Ein Lieblingskind hat, dagegen alle anderen Nationen der Nacht, der Schande, dem Untergange preisgiebt, der schon zu Abraham sprach (1. Mose 12, 3): ‚ich will segnen, die dich segnen, und die dich verwünschen, verfluchen'." Wir fragen erstaunt: warum lässt Friedrich Delitzsch die Fortsetzung weg, die doch das Programm der alttestamentlichen Prophetie enthält: ‚und in dir sollen gesegnet werden alle Völkerstämme auf Erden'?! Einen ähnlichen Vorwurf des Partikularismus, dessen Egoismus alle Ethik töte und sich mit

---

1) „Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten;
ich werde gefunden von denen, die nicht nach mir suchten;
und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich:
Hie bin ich, hie bin ich!"

Mit diesem Rufe an die Heidenwelt schliesst Jes. 65, 1 eine Reihe von Weissagungssprüchen, die mit einem düsteren Bilde vom Gerichte über die Feinde Gottes Jes. 63, 1—6 eingeleitet werden. Friedrich Delitzsch hat den Spruch Jes. 63 aus dem Zusammenhange genommen und zum Massstab für die Beurteilung der Prophetensprüche proklamiert. Das musste Verwirrung des Urteils zur Folge haben. Das Beispiel Jes. 63, 1—6 ist ähnlich wie die S. 21 besprochene Erscheinung zu beurteilen. Die Form, das „Begriffsalphabet" des Ausdrucks, ist orientalisch, „nach Sprache und Stil ein echt beduinisches Schlacht- und Triumphlied". Aber der Sinn ist ganz anders zu beurteilen: der Prophet spricht im Bilde vom Endgerichte Gottes über die Völker und von der Herrschaft der „Erlösten" über die Welt.

der Annahme einer Offenbarung des lebendigen Gottes nicht vereinen lasse, hatte schon der alte Reimarus erhoben, und doch hat selbst Lessing, der ihn später hervorzog, in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ sein Auge nicht für das Verständnis der geschichtlich gewordenen Offenbarung verschliessen können. Das Volk Israel gehört in besonderem Sinne ausschliesslich zu Jahve, dem lebendigen Gott; denn in Israel soll sich die Erlösung und damit die wahre Anbetung Gottes vorbereiten (vgl. Joh. 4, 21 ff.) — so verkündigen die Propheten. Und es gehört zum sittlichen Prozess in der Entwickelung der Religion Israels, dass die Kehrseite dieses Satzes, der vorübergehende Partikularismus den Völkern gegenüber, allmählich überwunden wird. Das ist der Sinn des Buches Jona: der trotzige Prophet muss zu den Niniviten gehen. „Mein Haus ist ein Bethaus für alle Völker“, heisst es bei Jesaias; Jeremia sieht, wie sich alle Völker in Jerusalem am Throne Jahves versammeln; Jesaias 66 sagt, dass Priester aus den Heidenvölkern berufen werden sollen. Die Prophetenschriften sind voll von diesem Altruismus.[1]

Aber nicht allein in der Hoffnung auf einen künftigen Universalismus der prophetischen Religion Israels bezeugt sich der Geist der Offenbarung des lebendigen Gottes, sondern auch in unzähligen sittlich-religiösen Erfahrungen, die sich auf die Gegenwart beziehen. Sprüche wie Hosea 2, 19; Micha 6, 8; Jeremia 2, 13; 31, 3. 20; Jesaia 43, 1; 54, 10; 66, 13 (ich wähle beliebig einige „fettgedruckte“ Stellen aus), sind von Männern geschrieben, denen höhere Gewalten ans Herz gegriffen haben — dergleichen wäre keinem Gudea oder Hammurabi in den Sinn gekommen. Hier waltet objektive Offenbarung, in der der lebendige Gott durch Zeugnisse und Erfahrungen von seiner Liebe und Barmherzigkeit den tiefsten Bedürfnissen des Menschengeistes entgegen- und zuvorkommt.[2]

Wir leben in einer Zeit babylonischer Sprachverwirrung auf religiösem Gebiete. Man redet auch von Offenbarung im Sinne religiöser Genialität. Und dann kann man sagen, auch Heiden wie Hammurabi,

---

1) Die letzten Sätze standen in der 3. Auflage S. 16 f.

2) Der theologische Ausdruck „Inspiration“ ist irreführend; er verleitet immer wieder zu verkehrten Vorstellungen von einer Verbal-Inspiration. Die Vorsehung Gottes, die in Christo ihr Ziel hat, wirkt äussere und innere Erlebnisse, auf Grund deren die Träger der Heilsgeschichte gesucht und geforscht, geredet und geschrieben haben. In diesem Sinne ist „alle Schrift von Gott eingegeben (inspiriert)“ und in diesem Sinne „hat Gott geredet zu den Vätern“ und „die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geist“. 1. Petri 1, 10—11 erklärt authentisch, was Offenbarung im biblischen und speziell im alttestamentlichen Sinne heisst.

Plato, Sokrates haben „Offenbarung“ gehabt. Man sollte dabei jedoch, um Missverständnisse zu vermeiden, in solcher Reihenfolge nicht Namen wie Karl der Grosse, Kant, Luther, aufzählen: denn die Persönlichkeiten der nachchristlichen Zeit stehen sämtlich bewusst oder unbewusst zugleich unter der Einwirkung der Offenbarung im biblischen Sinne, die in Israel sich vorbereitete und in Jesu Christo leibhaftig erschien.

Wer erkennen will, wie hoch Israel über Babel steht, der vertiefe sich in die prophetischen Schriften. Wenn man über das Alte Testament disputiert, sollte man sich zuerst über die Religion Israels zur Zeit der Prophetie Klarheit verschaffen und dann erst über die vorprophetische Religion Israels sprechen. Die neuen religionsgeschichtlichen Erkenntnisse, die aus den Denkmälern des Alten Orient kommen, werden die Überlegenheit der israelitischen Religion auch für die vorprophetische Zeit immer klarer zeigen und werden den Standpunkt der alttestamentlichen Forscher erschüttern, die bei der Würdigung des Alten Testamentes auf jenen Vorzug verzichten zu können glauben. Auch in der Geschichte des vorprophetischen Israel und in ihren führenden Persönlichkeiten zeigt sich die Wirkung der „heilsgeschichtlichen“ Offenbarung. Wie sollte es sich auch erklären, dass solche auf Persönlichkeiten wirkende und in religiösen Erlebnissen sich ausprägende Offenbarung erst plötzlich etwa mit Amos einsetzt? Die wichtigste Vorstufe der prophetischen Religion Israels ist die durch Moses repräsentierte religiöse Epoche der Geschichte Israels. Und zwar liegt hier nicht der Hauptnachdruck auf der Gesetzgebung, von der einzelne Bestandteile sich mit der heidnisch-altorientalischen Weltanschauung eng berühren und später in einem langen Läuterungsprozess von heidnischen Elementen befreit worden sind, sondern in einer thatsächlichen religiösen Erfahrung, die im Volke als nationales Ereignis fortlebt, auf die sich das Gesetz beruft: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Egypten geführt hat, du sollst nicht andere Götter haben neben mir“, und die den Edlen im Volke die Bitte abnötigt: „Tue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll, denn mich verlangt nach Dir; Du hast Deine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israel Dein Tun.“ — Und der mosaischen Zeit ging eine Urzeit voraus, die durch eine von Abraham geführte religiöse Bewegung die Prärogative der alttestamentlichen Religion eingeleitet hat.[1]

---

1) Es ist mir eingewendet worden (in einem Briefe zur ersten Auflage), nach meinen Ausführungen hänge die Prärogative der Bibel an einem Faden aus der Urzeit, der viel zu schwach sei, um das starke Gewicht

Vorläufig freuen wir uns, feststellen zu können, dass bei dem Babel-Bibel-Streit in bezug auf die Religion der Propheten in der gesamten theologischen Wissenschaft das einhellige Urteil lautet: die prophetische Religion Israels trägt Offenbarungscharakter, und wenn Friedrich Delitzsch diesen Offenbarungscharakter leugnet, so muss die Theologie auf Verständigung verzichten. Mit voller Absichtlichkeit und nach erbetener Genehmigung gebe ich hier den Inhalt einer Zuschrift wieder, die ich von Karl Budde, bekanntlich einem der hervorragendsten Vertreter der Schule Wellhausens, am 23. Februar 1903 erhalten habe. Es heisst dort gelegentlich eines Dankes für meinen Aufsatz: „Babel-Bibel und Religionswissenschaft": „Gestern Abend erst erhielt ich D.'s zweiten Vortrag und bin erstaunt und entsetzt über die seltsame Art und Weise, in der er mit dem Offenbarungsglauben umspringt. Als ob wir einerseits je auf den verzichten könnten, und als ob der andererseits allein in seiner gröbsten Form berechtigt wäre. Der Offenbarungsglaube sagt nichts aus als die Zuversicht auf die Erhörung des Gebets ‚Zeuch uns nach Dir, so laufen wir', die Überzeugung, dass Gott uns nicht ohnmächtig in das Leere nach ihm tasten lässt, sondern in seiner Weisheit und Liebe uns, die Menschheit, an sein Herz gezogen hat. Wie diese Tatsache, in deren Genuss wir leben und sterben, von ihm durch die Jahrtausende herbeigeführt ist, das wollen wir lernen und dem gehen wir in Ehrfurcht und Demut nach, ohne dass unsere, sei es noch so verschiedenen Meinungen an der Tatsache selbst etwas ändern könnten, geschweige denn sollten. Und da will D. die Offenbarung eliminieren! Hoffen wir nur, dass mit der Zurechtweisung, die er erhalten, nicht zu viel verloren geht."

Ich weiss mich mit dem Schreiber dieser Worte in scharfem Gegensatz in bezug auf die Beurteilung der vorprophetischen Religion Israels.[1] Aber wenn in dem wichtigsten Punkte Einigkeit herrscht, muss es in Zukunft eine Verständigung geben, und wir sehen dieser Verständigung in den verschiedenen Lagern der theologischen Wissenschaft hoffnungsvoll entgegen.

---

festzuhalten. Aber es handelt sich für mich bei Beurteilung der vorprophetischen Stufen in der Religion Israels nur um einen rückwärts gesponnenen Faden, nicht um einen Faden, an dem das Gewicht der alttestamentlichen Religion hängt.

1) Über die Urgeschichte, insbesondere über die Schöpfungsgeschichte habe ich mich S. 16f. in dieser vorliegenden 4. Auflage ausführlicher ausgesprochen.

I. Der alte Orient und die alttestamentliche Wissenschaft.

Das Erscheinen der kleinen Schrift Friedrich Delitzsch's „Babel und Bibel“ erregt noch immer die Geister. In immer neuen Auflagen wird das anschaulich geschriebene, fein disponierte und prächtig illustrierte Schriftchen gedruckt. Fast allmonatlich erscheint jetzt eine Gegenschrift, während in der ersten Zeit die Tagesblätter zum grossen Teil von uneingeschränkter, freilich vielfach kritikloser Zustimmung widerhallten. Es steht zu erwarten, dass nun auch der Verfasser selbst nach seiner Rückkehr aus Babylonien seine Grundsätze von neuem zur Geltung bringen wird von der hervorragenden Stelle aus, die er einnimmt und die ihm als Assyriologen gebührt.[1])

Von den Keilschriftforschern haben nur wenige in der Debatte das Wort ergriffen. Einige haben die Behandlung und Deutung des inschriftlichen Materials kritisiert, einer hat, ohne auf solche Kritik einzugehen, gegen eine von theologischer Seite ausgegangene, auf mangelnder Sachkenntnis beruhende Kritik

1) Inzwischen ist nun der zweite Vortrag über Babel und Bibel gehalten worden und im Druck erschienen. Der erste Vortrag ist durch Anmerkungen erläutert worden. Auch bei Heranziehung des neuen Materials werde ich versuchen, einer „Verständigung“ zwischen den vielfach unverstanden einander gegenüberstehenden Lagern das Wort zu reden. Es ist mir eine hohe Genugthuung, dass selbst auf gegnerischer Seite meine Schrift „nicht als Angriff, sondern als eine Arbeit des Friedens und der Klärung“ beurteilt worden ist. Und wenn Friedrich Delitzsch mir schreibt, die Schrift habe der Sache, um die wir Assyriologen kämpfen, einen grossen, einen guten Dienst gethan, wenn auch ihr Verfasser nicht Schulter an Schulter mit ihm kämpfe, so wird man das als ein Zeugnis rühmenswerter Unparteilichkeit anerkennen müssen [Zusatz zur 3. Auflage].

lebhaft Verwahrung eingelegt. Wenn die Assyriologen einig wären, so hätten sie unter Hintansetzung einzelner wissenschaftlicher Bedenken einmütig ihrer Freude darüber Ausdruck geben dürfen, dass endlich der Tag gekommen ist, an dem das Interesse für die grossen babylonischen Entdeckungen auch in Deutschland in weiten Kreisen lebendig geworden ist. Es ist ja unleugbar, dass Delitzsch in seinem Vortrage, der gebildete Kreise, insbesondere die Mitglieder der Deutschen Orientgesellschaft, über den Einfluss der Keilschriftforschung auf unsere Bibelkenntnis unterrichten sollte, in manchen Punkten seiner Beurteilung des keilinschriftlichen Materials sich nicht in Übereinstimmung mit der Auffassung einzelner Mitforscher — die alle anerkennen, von ihm gelernt zu haben — befindet. Aber es handelt sich doch um einen Vortrag. Niemand wird der Wissenschaft zumuten, dass sie in jedem einzelnen Punkte die persönliche Meinung des Vortragenden deckt. Und im grossen und ganzen giebt der Vortrag, soweit er von den vorderasiatischen Denkmälern handelt, in künstlerischem Aufbau solche Dinge wieder, die als gesichertes Resultat der Keilschriftforschung über allen Widerspruch erhaben sind.

Ganz anders ist der Sturm zu beurteilen, der sich auf theologischer Seite erhoben hat. Die Vertreter der alttestamentlichen Theologie haben sich zahlreich gegen Delitzsch's Babel und Bibel erhoben. Von der äussersten Linken bis zur äussersten Rechten ist Verwahrung eingelegt worden gegen die Schlussfolgerungen, die Delitzsch in bezug auf die Entstehung der alttestamentlichen Litteratur und in bezug auf die Geisteswelt der alttestamentlichen Schriftsteller gezogen hat. Und das hat guten Grund. Delitzsch's religiöse Stellung zum Alten Testamente entspringt einem weit gehenden, wissenschaftlich unhaltbaren Subjectivismus.

Dabei verfallen aber die theologischen Kritiker zum Teil von ihrer Seite aus demselben Fehler, den Delitzsch von seinem Standpunkte aus begeht. Wie er in theologischen Fragen einem vergangenen Rationalismus das Wort redet, so machen die von einigen benutzten assyriologischen Waffen dem Kenner

den Eindruck von Hellebarden und Luntenflinten.[1] Ein Teil der theologischen Kritiker hat es sich nämlich nicht versagen können, das Gebiet der Keilschriftforschung selbst zu betreten und Fragen zu diskutieren, die lediglich auf Grund einer selbständigen Kenntnis des babylonischen Altertums ausgemacht werden können.

Das gilt vor allem von Eduard König in Bonn.[2] Die Waffenrüstung, über die dieser führende Theologe der positiven Richtung gegenüber den Resultaten der Keilschriftforschung verfügt, scheint mir nicht genügend. König behauptet natürlich nicht, selbst Kenner der Urkunden zu sein, aber er bietet sich doch „uneingeweihten Lesern" als Führer auf dem eigentlichen fachmännischen Gebiete an. Zu dem Zwecke hat er sich um die Kenntnis der Schriftzeichen bemüht, einzelne Worte nach Delitzsch's Schrifttafel nachgeprüft und die mit dem Jahve-Namen zusammenhängenden Schriftbilder nachgezeichnet. Aber ob man auf diese Weise zum rechten Ziele gelangt? Aus einer Schreibvariante, die für den Kenner der betreffenden Inschriften völlig belanglos ist, zieht er Schlüsse auf die Unzuverlässigkeit der Delitzsch'schen Lesung.[3]

Zunächst ist die Klage, die Ed. König über die leidige Thatsache erhebt, dass einzelne Zeichen der assyrischen Schrift an verschiedenen Stellen einen verschiedenen Wert haben, nicht berechtigt. Einmal ist das bei allen Silbenschriftarten mehr oder weniger der

---

1) Während des Babel-Bibel-Streites wurde die Situation gelegentlich so charakterisiert: Die positive Bibelwissenschaft mit ihrem Offenbarungsglauben gleicht einer wohlverwahrten Festung. Delitzsch beschiesst die Festung. Männer, wie Winckler, vertreten die Rolle Krupps. Sie liefern Kanonen, unbekümmert um die Verwendung. Aber wenn die Leute drinnen in der Festung sich auch mit guten babylonischen Geschützen versorgen, wird Delitzsch's Position bald zusammengeschossen sein. — Die Absicht dieser Schrift ist, die Anschaffung guter Geschütze für die Festung anzubahnen

2) Bibel und Babel. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Berlin, Martin Warneck.

3) Der betreffende Passus findet sich noch in der 7. Auflage (S. 49 f.), obgleich der Verfasser in Besprechungen auf sein Missgeschick aufmerksam gemacht wurde.

Fall, und dann kann jeder assyriologische Student bezeugen, dass das Befremdliche dieser Erscheinung nach kürzester Zeit des Studiums verschwindet.[1] Eher kann ein anderer Umstand Schmerzen machen: das Nebeneinander von Wortbild und Schreibung in Silbenschrift. Solange wir für ein Wortbild (Ideogramm) keine phonetische Lesung (in Silben) haben, bleibt die Aussprache(!) unsicher. Das ist nun besonders häufig bei Eigennamen der Fall, die mit Vorliebe ideographisch geschrieben werden. Weil aber Eigennamen besonders oft zur Debatte stehen, hat sich in weiten wissenschaftlichen Kreisen die Anschauung festgesetzt: die Lesung der assyrischen Inschriften sei überhaupt unsicher. Das hat sich wieder recht bei dem Streit über den babylonischen Jaʾu-Namen gezeigt. Die Wissenden hätten den uneingeweihten Leser in diesem Punkte beruhigen sollen. Wenn übrigens Ed. König Klage über Schreibfehler erhebt, so könnte man ihm mit drastischeren Beispielen dienen, als er sie nach seinen Gewährsmännern angiebt.[2] Im grossen und ganzen sind die Tafelschreiber vorsichtig und solid. Aber einmal ist ein Sanherib-Schreiber auf einer Cylinderinschrift bei mehr als 30 Fehlern ertappt worden. Censur 5! Dergleichen kommt doch wohl auch anderwärts vor. Aber es wird den Assyriologen gewiss soviel Verständnis zugetraut werden dürfen, dass sie Schreibfehler merken. Zu Bedenken wird das kaum Anlass geben in bezug auf die Richtigkeit von biblisch-babylonischen Forschungen. In einer katholischen Zeitschrift fand ich allerdings einmal die Bemerkung, Pater Strassmaier sei zur Kopierung der assyrischen Keilinschriften nach London geschickt

---

1) Die Lesung der Silbenzeichen wechselt auch in den verschiedenen, Jahrtausende umfassenden Perioden der babylonischen Schrift. Das Keilschriftzeichen pi kann z. B. nur in einer gewissen Schriftperiode me (ve) gelesen werden.

2) Auch hier sind verhängnisvolle Versehen untergelaufen. Bei KB II, 190 sind mari und ki gar nicht Varianten; König hat die Anmerkungszahlen verwechselt (in der letzten Auflage ist das Beispiel ausgemerzt). Ebensowenig ist KB II, 244 (sic!) zu-un-nu-nu ein Schreibfehler (vgl. Delitzsch, Handwörterb. S. 259).

worden, damit rechtzeitig eine Fälschung der für die Bibelwahrheit zeugenden Steine durch Bibelfeinde verhindert würde!

Im weiteren Verlaufe seiner „kulturgeschichtlichen Skizze" vergleicht König die Objektivität der assyrischen Geschichtsurkunden mit den hebräischen Geschichtsberichten, und bringt dann einerseits Beispiele für prahlerischen assyrischen Siegesbulletinstil und andrerseits Beweise für Glaubwürdigkeitsspuren in hebräischen Geschichtsberichten. Nun, die assyrischen Beispiele liessen sich zu Hunderten anführen. Aber auch hier lernt man zwischen den Zeilen lesen. Ein Missgriff ist Königs Beispiel: Sanheribs fluchtartiger Rückzug vor Tirhaka habe auf seiner Prisma-Inschrift keine Spur hinterlassen (S. 11). Das ist nicht gut möglich. Denn das Prisma ist 691 geschrieben, in dem Jahre, in dem Tirhaka zur Regierung kam. Der Feldzug fand erst später statt. Und was die biblischen Geschichtsberichte anlangt, so zweifelt man im ganzen wohl nicht an ihrer Glaubwürdigkeit. Die biblische Königsgeschichte hat zur Aufhellung der assyrischen Inschriften besonders in den Anfängen der Entzifferung ein gut Teil beigetragen; nur dass jetzt die Keilschriftforschung das empfangene Licht reichlich zurückgiebt. Aber man muss doch bedenken, dass die biblischen Geschichtserzählungen nicht historische Geschichtsdarstellungen in unserem Sinne sind. Die Israeliten nennen ihre Geschichtsbücher ja selbst „Nebiim", Prophetenbücher. Die Redaktoren haben Geschichtsurkunden gehabt, die sie excerpiert haben (wie die Bruchstücke 2 Reg. 8 etc. zeigen) und denen sie ihre erstaunlich genaue Kenntnis der historisch-geographischen und politischen Situation der geschilderten Zeiten verdanken. Aber sie haben nur wenig davon benutzt, da ihre Darstellung religiösen und nicht annalistisch-historischen Interessen galt. Übrigens giebt es viele Fälle, in denen einzelne assyrische und biblische Geschichtsangaben sich ergänzen und bestätigen, und wir können dafür nur dankbar sein. Was speziell Kriegs- und Siegesberichte anlangt, so werden wir in den Fällen, wo es sich um Berichte auf beiden Seiten handelt, abwägen müssen. Charakteristisch ist folgendes Beispiel. Nach-

dem die nördliche Hälfte Israels (Manasse) assyrische Provinz geworden war, war in dem verschont gebliebenen Ephraim mit der Hauptstadt Samarien Pekach gestürzt worden, und Hosea (A-u-si-') hatte mit Genehmigung des assyrischen Königs Tiglatpileser (Phul) die Herrschaft übernommen. Die assyrischen Tafelschreiber kennen genau die Situation und erzählen: „Pekach, ihren König, stürzten sie, Hosea setzte ich zum König über sie“. Durch die assyrischen Angaben wird die Situation in 2 Reg. 15, 30 bestätigt, aber auch erklärt —: man sieht, dass der assyrische König die Hand im Spiele hat. Ferner ergiebt sich daraus von selbst, dass 2 Reg. 17, 3 (wo Hosea wieder abfällt) Salmanassar korrigiert werden muss in Phul.

Von grosser Wichtigkeit ist die Prüfung des Nachweises, nach welchem die in der Blütezeit Babylons in Babylonien angesessenen Semiten „Kanaanäer“ gewesen sein sollen, woraus dann folgen würde, dass die vorisraelitischen Kanaanäer und ebenso die nomadisierenden vormosaischen Hebräer mit den Babyloniern stammesverwandt gewesen sind. Die wohl nur von einer Seite noch ernstlich bestrittene Hypothese ist von Pognon, Sayce, Hommel und Winckler ausgegangen.[1] Die Bezeichnung „Kanaanäer“ ist von einem der Entdecker geprägt worden, weil man einzelne ihrer Teile am besten und zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt hat (so wörtlich in dem allgemein verbreiteten und in den Händen jedes Interessenten befindlichen „Alten Orient“ I, 1, S. 12). König hat auch noch in den letzten Auflagen den von Delitzsch übernommenen Ausdruck missverstanden.[2] Verständlicher und nach dem, was wir jetzt wissen, sachgemässer wäre vielleicht die Bezeich-

1) Die aktenmässige Darstellung bei Hommel, Altisr. Überlieferung, 89 ff.

2) Die Bemerkungen Königs gegen mich in „Babylonisierungsversuche betreffs der Patriarchen und Propheten“ S. 7 erledigen sich; König verwechselt auch hier die konventionelle Bezeichnung „Kanaanäer“ für den semitischen Völkerzug mit dem biblischen Begriff Kanaanäer, der die gemischte Bevölkerung, die in vorisraelitischer Zeit (Amarna-Zeit) das Land besetzte, in eins zusammen fasst (vgl. auch S. 14 Anm. 1). Eine Frage zum Titel der Streitschrift Königs: Wer war Abraham? War er nicht ein Babylonier? Gab es damals schon Juden?

nung „Amoriter,“ die den anderen Namen der „Ureinwohner“ des mittleren Palästina darstellt.[1] Dass die Dynastie Hammurabis eine dem früheren Babylonien fremde ist und zwar eine dem „Westlande“ verwandte, beweisen die Namen Ḫammu-rabi, Samsu-iluna (mit S im Gegensatz zur babylonischen Schreibung mit Sch)[2] — ebenso Ab-ram! —, deren Zusammensetzung ganz „unbabylonisch“ ist.[3] Hammurabi[4] selbst nennt sich in der Inschrift einer Steintafel, die sein Bildnis zeigt, König des Amoriterlandes[5], in einem Briefe erwähnt er den rabiân (Befehlshaber) von Mar.Tu (d. i. Amurrû), namens Siniddina[6], und in einem anderen Briefwechsel aus dieser Zeit[7] werden Amoriter erwähnt, die im Gebiete von Suḫi (der syrischen Wüste) dieselbe Rolle spielen wie später die Suti, Aramäer, Araber. Ganz bedenklich erscheint nun manchem die allerdings notwendige Schlussfolgerung, dass dann der einwandernde Abraham und die Israeliten

1) Mit dem Namen Mar.Tu = Amurrû bezeichnen schon die Omina-Tafeln um 3000 unser Syrien und Palästina. In der Amarna-Zeit (und dann doch wohl auch vorher in der Hammurabi-Zeit?) wird der Name als Landesname auf einen Teil des Libanongebietes beschränkt (die Amoriter waren nach Norden zurückgedrängt), während der südliche Teil Kinaḫna heisst. In assyrischer Zeit, als auch der Norden nicht mehr von Amoritern besetzt war, wurde der alte Name Mar.Tu = Amurrû als geographische Bezeichnung für das Ganze wieder aufgenommen.

2) König schreibt S. 18 den Namen richtig, babylonisiert ihn aber dann unberechtigt S. 40 u. a. [In der 7. Aufl. verbessert]. Die Inschriften schreiben den Namen Sa-am-su-i-lu-na, während sie sonst den Namen des Sonnengottes mit dem babylonischen Ideogramm schreiben, das Schamasch zu lesen ist.

3) Vgl. jetzt auch Delitzsch, Babel und Bibel I, 70f.

4) Es ist der biblische Amraphel Gen. 14, 1 der Zeitgenosse Abrahams. Das l am Schluss des Namens gehört, wie in den Eschmunazar-Inschriften (s. Freiherr v. Landau, Beiträge zur Altertumskunde des Orients II, 5, 1; 6, 1), zum folgenden Worte, zum Titel König von Sinear (Mitteilung von G. Hüsing).

5) Lugal Mar-[tu]; die Ergänzung ist zweifellos sicher. Die Inschrift erwähnt auch die westländische Aŝêrâ. Eine Abbildung der Steintafel findet man bei J. Jeremias, Moses und Hammurabi, Leipzig, J. C. Hinrichs 1903.

6) Nr. 48 der Ausgabe bei King ist an seine Gemahlin Aḫati gerichtet.

7) Übersetzt von Peiser, Mitteilungen der Vorderas. Gesellschaft VI, 51 ff.

„Kanaanäer" (in dem oben erklärten Sinne) gewesen sind. Aber wäre das nicht eine geradezu befreiende Thatsache? Wird nicht dadurch mit einem Schlage die überraschende Geistesgemeinschaft, Sprach- und Ideenverwandtschaft zwischen Babylon und Israel erklärt?[1] Die biblischen Erzähler haben die Beziehungen zu Babylon gekannt. Sie berichten einstimmig, dass die Wanderung Abrahams aus dem Euphratlande kam, und sie lassen keinen Zweifel darüber, dass die Israeliten zu allen Zeiten trotz der von Babylonien erfahrenen Unbill auf ihre Herkunft vom Euphratlande Wert gelegt haben. Die Momente, die König gegen die Kanaanäer-Hypothese aufführt, sind nicht beweiskräftig. Gewiss haben die Israeliten sich über die Ureinwohner des Landes in moralischer und ästhetischer Hinsicht erhaben gefühlt (König, S. 18 u. 19). Aber wenn sie diese Ureinwohner Kanaaniter nennen (so der Jahvist und die Völkertafel, die Nomenklatur der Amarnazeit wiedergebend), oder Amoriter (so der Elohist, noch ältere Verhältnisse widerspiegelnd), so ist damit kein ethnologischer Unterschied ausgesprochen. Der Widerspruch hängt auch hier mit der missverstandenen Bezeichnung Kanaanäer zusammen. Der innere Gegensatz schliesst ursprüngliche ethnologische Zusammengehörigkeit nicht aus. Der Gegensatz zwischen Franken und Sachsen schloss nicht aus, dass beides Germanen, ja Deutsche waren.[2] Und der ethnologische Zusammenhang, wie ihn die neuere Auffassung für die einzelnen Völker einer „kanaanäischen (amoritischen) Gruppe" fordert,

1) König, Babylonisierungsversuche S. 7 wirft mir Casuistik vor: „Aus diesem Grunde braucht man dem geschichtlichen Bewusstsein der Hebräer, dass sie zu den Semiten, aber die Kanaanäer zu den Hamiten gehören, keinen Schlag ins Gesicht (!) zu versetzen". Auch hier wird die Bezeichnung „Kanaanäer" missverstanden. Übrigens beruht meine Anschauung auf inschriftlichen Beweisen, nicht auf casuistischen Gründen. Und mit der biblischen Unterscheidung Semiten und Hamiten sollte man bei ethnologischen Auseinandersetzungen endlich aufräumen. Sie verschuldet es unter anderem auch, dass König wiederholt kulturelle und ethnologische Unterschiede verwechselt [Zusatz zur 3. bez. 4. Auflage].

2) König l. c. S. 8 stellt den „determinierten Gegensatz" in Frage. Ich kann nur auf die Weltgeschichte verweisen.

braucht nur der der germanischen Völker im vollen Umfange (Engländer, Nordländer, Deutsche) zu sein.

„Aber die egyptische Litteratur fasst die Einwohner von Ka-n'-a und Isiraal (Israel) nicht als Einheit zusammen" (König S. 18).

Gemeint ist die Inschrift, auf der Mernepta (13. Jahrhundert) poetisch verherrlicht wird, und in der von eroberten und „beruhigten" Ländern die Rede ist:

„Das Kanaan[1] ist erobert in allem bösen (?),
fortgeführt ist Askalon,
überwältigt ist Gezer,
Y-nu-ʿm ist vernichtet,
Y-si-r-ʾ-l (Israel) ist verwüstet (?) ohne Frucht — — —"

Waren hier wirklich israelitische Stämme in unserem Sinne gemeint, was immerhin fraglich ist, und was Konsequenzen haben würde, die Ed. König nicht ohne weiteres zugeben würde, so ist von einem Gegensatz zwischen „Kanaan" und „Israel" keinesfalls die Rede. Kanaan ist allgemeine Landesbezeichnung, zu dem auch Askalon und Gezer (Y-nu-ʿm ist gewiss das Janoach von Jos. 16, 6. 7, das heutige Jânûn südöstl. von Sichem) gehören; Y-si-rʾ-l, das nicht wie die anderen Namen des Textes Länderdeterminativ, sondern Determinativ für Menschen hat, bezeichnet bestimmte Landesbewohner! — Schliesslich wird angeführt, dass in den Amarna-Briefen, die im 15. Jahrhundert aus palästinensischem Gebiete geschrieben sind, die Kinaḫaiu neben Ḫabiri genannt werden. Nun, der Name Ḫabiri ist zwar sicher identisch mit dem Namen Hebräer, aber damit ist noch lange nicht gesagt, dass die Ḫabiri der Amarnabriefe sich mit den Hebräern der „Zwölfstämme" decken.[2] Ḫabiri ist kein blosser Volksname, er bezeichnet die noch nicht ansässige Bevölkerung im Gegensatz zur ansässigen. Aber selbst wenn die Ḫabiri unsere Hebräer wären,

---

1) Die Egypter schreiben mit Artikel: p3-K3-nʿ-nʿ (Steindorff).

2) Sie decken sich nicht, aber Teile von ihnen gehören vielleicht dazu. Die Ḫabiri der Amarnabriefe bezeichnen die nichtansässige Bevölkerung, die damals den Stadtbewohnern gefährlich erschien [Zusatz zur 4. Auflage gegen König, Babylonisirungsversuche S. 9].

so bewiese die Nennung neben den Kanaanäern nichts für einen ethnologischen Gegensatz. Auswärtige Nationen nennen uns Deutsche, wir reden von Wenden und Deutschen, ohne einen nationalen Gegensatz zu konstatieren.[1]

Bei weitem glücklicher operiert Ed. König auf seinem eigenen, dem theologischen Gebiete. Er widerspricht mit Recht der Aussage, in den babylonischen Texten sei „eine ganze Reihe biblischer Erzählungen in reinerer und ursprünglicherer Form ans Licht getreten". Das ist wohl nur eine Hyperbel.[2] Israel steht in seiner Urgeschichte himmelhoch über Babel.

Das Verhältnis der biblischen Urgeschichten zu den babylonischen Urkunden wird in meinem „Handbuch" nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen beleuchtet werden. Nur ein Wort über die Schöpfungsgeschichte soll hier noch Platz finden. Das Epos Enuma eliš hat mit 1. Mos. 1 nur sehr wenig Berührungspunkte. Eher möchten wir annehmen, dass Gen. 2, 4 ff. mit dem Schluss — „da bildete Jahve den Menschen", bewusst polemisiert gegen den Anfang des babylonischen Epos, dessen erster an Gen. 2 erinnernder Satz in die Worte ausläuft: „da wurden die

1) Wenn übrigens Ed. König, Bibel und Babel, als Gegenzeugen Fritz Hommel nennt, so ist das ein neues Missverständnis. [Es bleibt dabei, obwohl König in seiner Schrift „Babylonisirungsversuche" S. 7 abermals sagt, er stehe auf Seite von Hommel, s. S. 8, Anm. 2. Zusatz zur 3. Aufl.] Hommel lässt die „kanaanäische" Völkerwanderung, die den Sieg der Hammurabi-Dynastie bedeutet, nur aus Arabien kommen und nennt sie deshalb „arabisch".

2) Vgl. hierzu auch R. Kittel, Die babylonischen Ausgrabungen und die Urgeschichte. S. 22 ff., S. Oettli, „Der Kampf um Babel und Bibel", S. 12 ff., Fr. Hommel, die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament, J. Jeremias in „Alter Glaube" 1902, Nr. 33, P. Keil im Pastor bonus XV, 1 ff., Baentsch in den Protest. Monatsheften, Aug. und Sept. 1902, Gunkel in Christliche Welt 1903, Nr. 7, Volck, Zum Kampf um Babel und Bibel 1903. In der späteren Auflage hat Delitzsch die Behauptung selbst eingeschränkt: sie seien in ursprünglicher Form ans Licht getreten. Dass die biblische Sintflutgeschichte überhaupt nicht semitisch sei, sondern „Umbildung und Vertiefung der alten sumerischen Priestersagen," hatte Delitzsch schon 1877 in seiner Leipziger Antrittsvorlesung ausgeführt.

Götter gebildet". Jedenfalls zeigt sich die Erhabenheit der biblischen Erzählung über jede orientalische Kosmogonie (die ägyptische, phönizische und — etrurische (!) sind in gleiche Linie zu stellen mit der babylonischen) in folgenden drei Punkten:

1. In der Sicherheit, mit der hier Gott gesagt wird. Alle heidnischen Schöpfungserzählungen berichten zugleich von der Entstehung der Götter: die Kosmogonieen sind auch Theogonieen. Der Gott, der in 1. Mos. 1 Himmel und Erde gemacht, hat nichts mit der Schöpfung gemein; er steht erhaben seinem Werke gegenüber.

2. Die bei der Schöpfung wirkenden Mächte und die einzelnen Teile der sichtbaren Schöpfung erscheinen in den übrigen orientalischen Kosmogonieen als Götter und Ungeheuer. Von diesen mythologischen Gestalten ist in 1. Mos. 1 keine Spur zu finden. Nur dort, wo die volkstümliche Poesie den Sieg des lebendigen Gottes über irdische und überirdische Mächte schildert, tauchen sie (genau wie in der christlichen Poesie die altgermanischen mythologischen Gestalten) in Bilderrede auf (Rahab, Leviathan, s. S. 21 Anm. 1).

3. Die Tendenz der biblischen Erzählung von der Schöpfung ist eine rein religiöse. Sie soll zur Anbetung und Dankbarkeit gegen den allmächtigen Schöpfer und Erhalter der Welt stimmen. Man vergleiche den lyrischen Wiederhall von 1. Mos. 1 in Psalm 104. Die heidnischen Kosmogonieen sind nicht religiösen Zwecken dienstbar. Das Epos Enuma eliš hat z. B. einen politischen Zweck: es will den Nachweis führen, dass Babylon Anspruch auf die Weltherrschaft hat. Der Stadtgott Marduk hat die Welt erschaffen.

Die meisten Bedenken hat in Delitzsch's erstem Vortrag der Satz erweckt, die monotheistische Gottesanschauung finde sich schon bei den alten kanaanäischen Stämmen, die sich um 2500 v. Chr. in Babylonien sesshaft gemacht haben, und denen Hammurabi, ein Zeitgenosse Abrahams, selbst angehörte. Ich möchte ein Wort zur Verständigung sagen. In Babylonien hat es — wie überall in der Welt! — neben dem offiziellen Kult

eine esoterische Religion gegeben. Der Hauptgedanke dieser esoterischen Religion ist der: die Götter sind nur Ausstrahlungen, Offenbarungen der einen Gottheit.[1] Zuweilen schimmert der Gedanke durch. Die religiösen Texte sagen manchmal nur ilu (= hebr. el) „Gottheit" und häufig „die unbekannte Gottheit".[2] Insbesondere hat H. Winckler neuerdings den Gedanken hervorgehoben, dass auch in der babylonischen Gestirnreligion

1) Von diesem latenten Monotheismus haben wir z. B. ein Zeugnis bei Plutarch: „Wie Sonne und Mond, Himmel, Wasser und Erde allen Menschen gemein sind und nur bei verschiedenen Völkern verschieden benannt sind, so giebt es nach Verschiedenheit der Völker verschiedene Benennungen und Verehrungen jenes einzigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung hält." Vgl. Augustin, civitas dei IV, 10 f.: Jupiter sei nach den Grundsätzen der heidnischen Philosophen die Weltseele (Jovis omnia plena), er habe verschiedene Namen nach der Verschiedenheit seiner Wirkungen. Im Himmel heisse er Jupiter, in der Luft Juno, im Wasser Neptun, unter der Erde Pluto, in der Unterwelt Proserpina, an den Hausaltären Vesta, unter den Gestirnen Sonne und Mond u. s. w. Dieser ganze Haufe von Gottheiten sei derselbe Jupiter, dessen Attribute so verschiedene Namen führen. — Arnobius, contra gentes I p. 19 liess einen Heiden sich über die Christen beklagen, dass sie seiner Religion die Thorheit aufbürden, sie leugne die Einheit Gottes. „Wir nennen ihn Jupiter, höchste Grösse, unendliche Güte, weihen ihm unsre prächtigsten Tempel, um anzuzeigen, dass wir ihn über alles erheben." — Bei Lactanz, de falsa religione, wird der Einwand, nach dem die niederen Gottheiten zu viel Macht in den heidnischen Systemen gehabt hätten, durch folgende Worte widerlegt: „Obgleich sie viele Gottheiten annehmen, so sind diese doch so begrenzt in ihrer Wirksamkeit, dass es eigentlich nur einen Herrscher giebt, woraus folgt, dass alle übrigen unsichtbaren Mächte eigentlich keine Götter sind, sondern nur Diener des einzigen, grossen und allmächtigen Gottes, der sie als Vollzieher seines Willens gebraucht." — Einer unsrer Tamulen-Missionare erzählte mir, ein Brahmane habe ihn nach dem Vorwurf der Vielgötterei an einen sonnenbeglänzten Teich geführt und gesagt: die Götter des Volkes sind nur die Strahlen und Widerspiegelung der einen glänzenden Sonne.

2) Das Beispiel aus den Hammurabi-Gesetzen (nînu ilu ṣiru „als der erhabene Gott" heisst die Serienbezeichnung der Gesetzesfragmente im Berliner Museum, die den Anfang des Codex angiebt) habe ich in der 3. Auflage zurückgezogen, weil auch ilu Anu gelesen werden kann. Aber das Beispiel behält immerhin Beweiskraft; denn Anu ist der höchste

die Gestirne nur „die Offenbarung einer hinter ihnen stehenden göttlichen Macht sind, diejenige Offenbarung, an der man ihr Walten und ihre Absichten am deutlichsten beobachten kann“. „Es giebt wohl viele, ja zahllose Götter, diese sind aber nur Offenbarungsformen der einen grossen göttlichen Gewalt. Eine solche ist der Mond, die Sonne, die Erde, das Wasser u. s. w. von den grössten bis zu den kleinsten Dingen. In diesen zeigt sich die Gottheit, diese sind ihre Stoffwerdung, dahinter steht aber die eine grosse Macht“ (Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig 1902, S. 18). Diese Erkenntnis ist Bestandteil der babylonischen „Wissenschaft“ und deshalb ebensowenig Gemeingut des Volkes, wie heutzutage die Wissenschaft Gemeingut des Volkes ist. Aber allenthalben zeigen sich Versuche, die Gedanken in das Volk hinauszutragen. Ja, gewisse babylonische Mythen, wie der Weltschöpfungsmythus, sind offenbar zu dem Zwecke episch bearbeitet worden, um solche Gedanken dem Volke näher zu bringen.[1] So erklären sich die monotheistischen Beweg-

Gott auch im heidnisch-monotheistischen Sinne. Schöne Beispiele bringt Delitzsch, Babel und Bibel, S. 73. — Aber ich muss nachdrücklich darauf hinweisen, dass der Babylonier neben ilu (Gott) immer im stillen oder ausdrücklich setzt: iltu (die weibliche Gottheit). Jede Gottheit hat im heidnischen Orient wie im Occident (s. S. 46, Anm. 1) ihr weibliches Äquivalent oder sie ist zweigeschlechtig gedacht; denn die menschliche Vollkommenheit ist weder männlich noch weiblich, sondern die Vereinigung von beiden! („Mann und Weib und Weib und Mann, reichen an die Gottheit an“, singt die Göttertochter in der „Zauberflöte“.) Wer den Jahve des A. T. nur als einen Baal ansieht, d. h. als eine Gottheit, die nur die religiösen Gedanken in die Welt hinaus projiciert, ohne anzuerkennen, dass sich in Jahve die persönliche, lebendige Gottheit offenbart, muss die Konsequenz daraus ziehen. In dieser Hinsicht ist der scharfsinnige Carl Niebuhr der einzig Konsequente: er sucht nach Spuren der weiblichen Hälfte des Jahve!! (Gesch. des ebräischen Zeitalters S. 221).

1) Noch deutlicher ist die Absicht zu erkennen, den Unsterblichkeitsgedanken zu popularisieren. Man erzählt die „Höllenfahrt der Istar“, das Gilgameš-Epos, die Tammuz- und Mond-Mythen, um zu sagen: der Tote bleibt nicht tot. Wie man in Ägypten die Mumie anredet: du bist Osiris, das heisst: du wirst wieder lebendig!

ungen, die wir bei den alten heidnischen Völkern zu allen Zeiten finden. Der hebräische Monotheismus unterscheidet sich nur dadurch, aber eben deshalb himmelhoch von jedem heidnischen „Monotheismus", dass hier Gott selbst die irdische Form mit seinem Inhalt, mit Offenbarung in dem S. 4 dargelegten Sinne erfüllt hat. So wird auch der Streit über den Namen Jahve gegenstandslos.[1] Ja'u ist ein westländischer Gottesname. Das ist sattsam besprochen worden und inschriftlich erwiesen. Wenn der alttestamentliche Gottesname Jahve damit zusammenhängt, so besagt das für den alttestamentlichen Gottesbegriff rein garnichts.[2] Der an Gegebenes anknüpfende Name stellt dann eine feierliche Differenzierung vom heidnischen Namen dar[3], und wurde das Signal zur religiösen Konzentrierung am Sinai.[4] Aus

1) Friedrich Delitzsch hat bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten ausgesprochen, dass der Name Jahve aus einem protobabylonischen („sumerischen") Vorbilde entstanden ist (vgl. jetzt Babel und Bibel I, 74f.). Niemand hat sich darüber erregt. Ebenso hat bereits vor 30 Jahren Eb. Schrader in wissenschaftlichen Werken die Ansicht ausgesprochen, dass der biblische Monotheismus aus Babylonien komme, ohne dass solche Einzelmeinung eines Gelehrten „bestürzend gewirkt" hätte. Auf Namen, wie Jaum-ilu und Jahvi-ilu und Ja-pi-ilu (ohne Hauchlaut) hatten auch Sayce, Hommel und Winckler aufmerksam gemacht.

2) Ähnlich urteilt auch S. Oettli in seiner ausgezeichneten, die von Babylon kommenden Erkenntnisse im allgemeinen gerecht beurteilenden Schrift: „Der Kampf um Babel und Bibel". Auch H. Winckler in der Nordd. Allg. Ztg. vom 3. Nov. 1902 betont es ausdrücklich. Es befindet sich hier also die lediglich weltlich-historische Auffassung in völliger Übereinstimmung mit der von der Offenbarung ausgehenden Theologie. — [Wenn im vormosaischen Orient bereits der Name Ja'u existierte, so bedeutet das für den alttestamentlichen Gottesbegriff ebensowenig, wie es für unsere religiöse Vorstellung, die wir mit dem Namen Jesus im christlichen Sinne verbinden, etwas zu sagen hat, dass andere schon vorher Jesus hiessen (Jesus Sirach), Josua. Die Namen Gott, Himmel, Hölle stammen aus der heidnischen germanischen Sprache, ohne dass diese Thatsache den Sinn beeinflusst, den wir Christen mit den Namen verbinden (Zusatz z. 4. Aufl.)].

3) Hommel denkt an bewusste Verbindung mit einem alten Mondgott-Namen Ai, der aber nicht nachweisbar ist.

4) Die Jahve-Religion kann trotzdem die „der Väter" sein, wie ja

solcher Anknüpfung der Offenbarung an Gegebenes erklärt es sich dann, dass der vorprophetische Monotheismus Israels immer noch ein relativer ist, dass sich in den Aussagen, die das Volk von dem „ewig seienden“ Gotte der Offenbarung macht, stark menschliche Züge, ja mythologische Einkleidungen finden.[1] Doch es ist hier nicht der Ort, das näher auszuführen. Ich gedenke das in grösserem Zusammenhange zu thun.

Also davon kann keine Rede sein, dass man in Babylon das gefunden hat, was die weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel ausmacht, den Monotheismus (s. Delitzsch I S. 44), aber auch davon nicht, dass durch die Entdeckung eines relativen babylonischen Monotheismus „Israel der grössten Ruhmesthat beraubt würde, in deren Glanz es bisher geleuchtet hat, dass es sich allein von allen Völkern zum reinen Monotheismus hindurchgerungen hat“.[2] Aber es ist immerhin wichtig, dass uns die babylonische

---

überhaupt nach einer der biblischen Quellen Jahve der wahre Gott seit Urzeiten ist. Nur die Formulierung des Namens (Tetragramm) ist neu. 2. Mos. 15, 2 heisst es: Der Gott meines Vaters ist Jah! Dieses Jah, das Jes. 12, 2 neben Jahve steht, mag eine bewusste Erinnerung an die alte babylonische Form des Gottesnamens enthalten.

1) König hält es für unmöglich (l. c. S. 35 f.), dass die alttestamentlichen Erzähler ihre Gestalten mit Zügen „heidnischer Idole“ ausstatteten. Ist die Poesie vor Lessing (vgl. z. B. Logau) heidnisch, weil sie jede Braut zur Venus macht? Glaubt Schiller an den griechischen Hades, weil er in der Glocke die teure Gattin vom schwarzen Fürsten der Schatten ins Schattenreich führen lässt? Sind wir Sonnenanbeter, weil wir singen: „Morgenglanz der Ewigkeit — schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte und vertreib durch deine Macht unsere Nacht“? Wenn der Israelit von den Kämpfen Jahve's gegen böse Mächte spricht, so kleidet er das in die Bilder vom Kampfe Marduks mit dem Drachen (Rahab, Leviathan); wenn er die Todesschrecken schildert, so spricht er von den „Bächen Belials“, dem altorientalischen Totenfluss u. s. w. u. s. w. Darauf beruht meine Auffassung. Ed. König hat Recht, wenn er gegen eine Auflösung von Geschichte in Mythologie kämpft. Diese Auffassung bekämpfe ich auch [Zusatz zur 4. Auflage].

2) So Jensen in der „Christl. Welt“ 1902, Sp. 493. Der von Delitzsch behandelte und s. Z. von Theo. G. Pinches veröffentlichte Text (s. jetzt

Religion die Wahrheit illustriert, dass auch die Heiden, die ihre eigenen Wege gingen, das religiöse Erbe nicht ganz verloren haben. — Vielleicht könnte man die Unterschiede des polytheistischen Heidentums, des esoterischen Monotheismus und des biblischen Monotheismus so illustrieren. Das eigentliche Heidentum verspottet Elias 1 Reg. 18, 27: „Rufet laut, er ist ja ein Gott. Er hat wohl den Kopf voll oder ist bei Seite gegangen oder hat eine Reise vor oder er schläft vielleicht und wird wieder aufwachen“. Von dem suchenden Monotheismus des Heidentums gilt, was Paulus auf dem Areopag in Athen sagt (Act. 17, 27 f), dass sie den „Herrn suchen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.“ Den reinen Monotheismus des Alten Testamentes charakterisiert Jesus in Samarien Joh. 4 mit den Worten: „Sie wissen, was sie anbeten, denn das Heil kommt von den Juden“. Königs Schlusssatz: „In Babel strebte die Wahrheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenleben hinein“, unterschreiben wir voll und ganz. Die Ausgrabungen am Euphrat werden nie zur Totengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden. Aber gerade deswegen möchte man bedauern, wenn hervorragende Vertreter einer positiven alttestamentlichen Theologie sich den Einblick in die religiösen Tiefen der „Heimat Abrahams“ verschliessen.[1]

Von seiten der historisch-kritischen Vertreter der

Babel und Bibel II, 77 f.), der sagt, dass Nergal, Nebo, Sin, Samas, Ramman identisch sind mit Marduk, besagt nicht mehr, als die oben S. 16 f. besprochenen Stellen und der von H. Winckler (vorher Hommel, Astronomie der alten Chaldäer S. 379 gegen Jensens Erklärung in der „Kosmologie der Babylonier“) in „Himmels- und Weltenbild der Babylonier“ S. 10 zuerst in diesem Sinne erläuterte, und nur aus dieser Vorstellung heraus verständliche Text III R 54, Nr. 5: *kakkab* [ilu]*Marduk ina namârišu* [ilu]*Dun.Pa.Ud.du* [1½] *kaspu išaḳâma* [ilu]*Sag.me.gar ina kabal šamê izzaz-ma* [ilu]*nibiru*: „Wenn der Stern des Marduk (Jupiter) im Aufgehen ist, ist er Nebo; wenn er [1½?] Doppelstunden hoch steht, ist er Marduk; wenn er hoch steht, ist er der Nibiru“ (vgl. bierzu oben S. 18 Anm. 1).

1) Von der Beurteilung der Höhe und Wichtigkeit der babylonischen Kultur durch Ed. König wird später S. 32 ff. die Rede sein.

alttestamentlichen Forschung hat kürzlich Karl Budde ernste Bedenken gegen die Ansprüche erhoben, mit denen die Ausgrabungen heute dem Alten Testamente gegenübertreten, in einem der Vorträge der theologischen Konferenz zu Giessen.[1] Er berührt nur flüchtig den Vortrag „Babel und Bibel“ und hält sich mit seiner Polemik — und das kann nicht genug gerühmt werden — an ein wissenschaftliches Werk, an die 1. Hälfte der 3. Auflage von Schraders „Keilinschriften und das Alte Testament“, in der Hugo Winckler die Geschichte und Geographie behandelt, und das in der That das einzige selbständige Werk darstellt, in der das altorientalische (nicht nur keilinschriftliche) Material für das Alte Testament zusammengefasst ist. Das Buch ist schwer zu lesen, besonders solange die Indices fehlen. Winckler ist ein Bergführer, der mit grossen, genagelten Schuhen vorwärts schreitet, ohne Rücksicht darauf, ob die Leute, die er führen will, nachkommen können. Budde ist ihm gefolgt. Aber er schliesst oben angekommen mit einem vernichtenden Urteil über den „Panbabylonismus, der seine Riesenfaust auf das Alte Testament legt“: „So sinkt (im Verfahren Wincklers) alles zusammen, was wir vom Alten Testamente zu besitzen stolz waren.“

Nun, das wäre freilich verhängnisvoll. Wenn die Gefahr bestünde, so würden auch wir energisch Protest erheben müssen. Denn das Alte Testament ist uns die Urkunde göttlicher Offenbarung, „in der Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern.“[2] Aber ich habe den gegenteiligen Eindruck. Es werden hier die Grundsteine und Bausteine zu einem gewaltigen Bau herbeigetragen. Dieser Bau steht drohend dem kunstvollen Ge-

---

1) Das Alte Testament und die Ausgrabungen, Giessen, J. Ricker.

2) S. hierzu die Ausführungen S. 3ff. und S. 42ff. Zu K. Budde's religiöser Beurteilung des Alten Testaments im Gegensatz zu Friedr. Delitzsch s. S. 6. Der Beurteiler von K. Budde's Schrift, das Alte Testament unddie Ausgrabung, im „Alten Glauben“ 1903, Seite 83 wird sein herbes Urteil, „des modernen Kritikers K. B. Sorge gelte weder der Selbständigkeit der christlichen Glaubensgewissheit, noch dem unverletzten Ansehen der heiligen Schrift“, hiernach gewiss gern zurückziehen.

bäude gegenüber, das die mit den Namen Wellhausen-Stade gekennzeichnete Schule errichtet hat und zu deren hervorragenden Vertretern Karl Budde gehört. Seitdem Hugo Winckler, der übrigens offenbar selbst von dieser Schule ausgegangen ist, begonnen hat, sich von dem Irrtum frei zu machen, der mit der Erklärung der Form den Inhalt wegdisputiert, habe ich die Überzeugung gewonnen, dass seine Mitarbeit an der Erklärung des Alten Testamentes, der auch Budde (S. 22) „trotz aller Vorbehalte seine aufrichtige Bewunderung nicht versagt", insbesondere die von ihm angebahnte Betrachtung des Alten Testamentes im Rahmen der altorientalischen Geisteswelt in der Geschichte der alttestamentlichen Forschung später einmal wichtiger erscheinen werde, als die epochemachenden Entdeckungen der Graf-Wellhausenschen Litterarkritik![1]

---

1) Bei der Debatte der letzten Meissner Konferenz, in der ich über den „wachsenden Einfluss Babyloniens auf unser Verständnis des Alten Testamentes" sprach, wurde von mehreren Seiten auf Wincklers kurze Darstellung der Geschichte Israels in Helmolts Weltgeschichte III, 1 hingewiesen. Auch ich habe seiner Zeit lebhaft die hier ausgesprochenen Urteile über die Religion Israels, die im Jahre 1896 niedergeschrieben sind, bekämpft und habe mit Genugthuung aus den neuen Werken des Verfassers gesehen, dass dieser Standpunkt, der auch im 1. Teile der Geschichte Israels vertreten wird, überwunden ist. Aber wenn Winckler bei Helmolt den Satz ausspricht: „dass Jahve immer ausschliesslicher der alleinige Gott Judas wird, hat seinen sehr einfachen Grund darin, weil Juda so klein geworden war, dass es für andere Götter keinen Raum mehr besass" — so ist das nichts anderes als die rücksichtslose Konsequenz der evolutionistischen Auffassung. Wenn Jahve irgend einmal nichts als ein Baal im altorientalischen Sinne gewesen ist, so war er als genius loci an sein Volk und Land gebunden, und wenn Jahve, wie Stade's Geschichte Israels annimmt, ursprünglich der Baal eines bestimmten Stammes war, so musste man H. Wincklers Konsequenz zustimmen: dann kann er nicht der Gott des im Sinne Stade's erst später zum Volke gewordenen Israel sein, sondern er konnte dann nach Analogie der geschichtlich bekannten Beispiele nur durch politische Eroberung den übrigen Stämmen aufoktroyiert sein. Diese allerdings konsequente Auffassung (Jahve ist gar nicht der Gott des eigentlichen Israel) mit ihren verhängnisvollen Schlussfolgerungen richtet gerade gegenwärtig

Vielleicht dient es zur Verständigung, wenn wir zunächst ein Missverständnis zu beseitigen suchen. Wir sollten überall da, wo von „babylonischer Anschauung“ die Rede ist, besser „altorientalische Anschauung“ sagen. Wenn wir von Babylonien sprechen als dem Mittelpunkte der alten Weltkultur, die beim Vernichtungskampfe zwischen Orient und Occident der abendländischen Welt ein bis auf den heutigen Tag zu spürendes Gepräge aufgedrückt hat, so ist das in dem Sinne gemeint, dass Babylonien in der Zeit, in der aus dem wallenden Nebel einer für uns prähistorischen Zeit Geschichtsthatsachen ans Licht treten, als das Kulturland erscheint, von dem die Weltanschauung ausstrahlt und in der wir sie am vollkommensten und klarsten ausgeprägt finden. Es sollen also keineswegs „die anderen Völkerpersönlichkeiten im alten Vorderasien vernichtet und verneint werden“ (Budde S. 11). Neben Babylonien stehen als Kulturcentren, soweit solche für das biblische Altertum in betracht kommen: Ägypten und Arabien.[1] Immer klarer tritt die Thatsache hervor, dass die Grundlagen ihres Geisteslebens mit dem Babyloniens identisch sind. Besondere Verwunderung scheint die Betonung Arabiens zu erwecken. Budde sagt S. 12 nach Besprechung der Amarnafunde, die gezeigt haben, dass Kanaan vor der Einwanderung

---

grosse Verwirrung an. Für Winckler selbst ist inzwischen offenbar diese ganze Auffassung überwundener Standpunkt. In seinem neuesten Werke „Arabisch-Semitisch-Orientalisch“ (Mitteilungen der Vorderas. Ges. 1902), das ich als eine Absage an die auch von ihm früher vertretene sog. religionsgeschichtliche Betrachtungsweise des Alten Testamentes ansehen muss, heisst es (wir geben nur den Gedanken wieder von S. 7): sie sei weder geschichtlich, denn sie ruhe auf einer Geschichtskonstruktion (vom primitiven Nomadenleben der vorkanaanäischen Israeliten), noch religionsgeschichtlich, denn ihre Voraussetzung hebe das Wesen der Religion — die Offenbarung [sic!] — auf.

1) In den citierten Werken Hugo Winckler's wird der Versuch gegemacht, die altarabische Geschichte für die Erforschung des Alten Testamentes im Zusammenhange zu erschliessen. Darin liegt meines Erachtens ein grosser, wichtiger Fortschritt. Vgl. übrigens auch schon Fr. Hommel, Aufsätze und Abhandlungen 1891 ff., der dazu den Anfang gemacht hat.

Israels „mit babylonischer Kultur gesättigt" war: „Aber dessen hatte man sich doch immer noch getröstet, dass Arabien, die geheimnisvolle Wiege der semitischen Völkerfamilie, von dieser alles gleichmachenden Hochkultur ziemlich unberührt geblieben und bis in späte Zeit im stande gewesen sei, rein semitische, naturwüchsige, mit kräftigem Eigentrieb begabte Völkerpflanzreiser herzugeben". Man darf fragen: warum ist das ein Trost? Und ist die Behauptung,[1] „dass Arabien schon im höchsten Altertum dem vorderasiatischen Kulturleben bereits ebenso erschlossen gewesen sei wie in den Zeiten des Islam" — neu? Sind nicht südarabische minäische Inschriften seit einem Menschenalter bekannt? Leider liegen die 2000 Inschriften, die Ed. Glaser auf vier Entdeckungsreisen gesammelt hat, noch immer für die Wissenschaft brach. Aber das wenige, das wir davon zu sehen bekamen, lässt ahnen, welche Schätze zu erwarten sind. Wir sind eben gewöhnt, Arabien als eine Wüste und terra incognita anzusehen. Im Altertum jedoch war es in weiten Gebieten wohl bekannt. Die Behauptung, dass zwischen Babylonien und Arabien in uralter Zeit reger Verkehr bestand, beruht nicht, wie Budde meint, nur darauf, dass Gudea um 2500 die Steine zu seinen Statuen aus Magan (Ostarabien) bezog. In den Ominatafeln wird vom alten Sargon (um 3200, s. unten S. 23) erzählt, er habe das Meer des Westlandes überschritten und drei Jahre im Westen [das Land] erobert, und der Tafelschreiber seines Nachfolgers Naramsin berichtet von einem arabischen Feldzuge mit den Worten: „Er zog nach Magan, eroberte Magan, den König von Magan nahm er gefangen".[2] Und auf einer Alabastervase, die in Babylon gefunden wurde,[3] steht geschrieben: „Naramsin, König

1) Der bei Budde S. 13 erwähnte „Nachweis" ist inzwischen in der oben citierten Schrift „Arabisch-Semitisch-Orientalisch" (Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft 1902) gegeben.

2) Zu dem längst bekannten Text, der in Keilinschr. Bibl. III, 105 übersetzt ist, ist noch ein anderer Text hinzugetreten, der ebenfalls und ausführlicher vom arabischen Feldzuge berichtet.

3) Sie ging auf dem Transport verloren. Die Inschrift ist I R 3, Nr. 7

der vier Weltgegenden; Gefäss, Beute aus Magan". Dass auch den Israeliten Arabien als Kulturland bekannt war, zeigt die Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis.

Für diese Thatsache wird man freilich die gründlichste Prüfung fordern dürfen, denn wenn sie sich bewahrheitet, so ist einer der Hauptvoraussetzungen der evolutionistischen Auffassung der Geschichte Israels der Boden entzogen. Die herrschende Geschichtskonstruktion setzt in urisraelitischer Zeit ein primitives Nomadenleben voraus mit primitiven religiösen Vorstellungen, die dann zugleich mit der Sesshaftigkeit unter dem Einfluss der Kultur sich umgestaltet haben —: der finstere an Moloch erinnernde Jahvekult der Nomaden sei durch den fröhlichen Baalkultus des kanaanäischen Kulturlebens umgestaltet worden. Und nun zeigen uns die Denkmäler und die Geschichte, dass es dieses von aller Kultur unberührte Nomadenleben im alten Arabien gar nicht giebt,[1] dass es vielmehr durchaus den vorauszusetzenden thatsächlichen Verhältnissen entspricht, wenn uns die biblische Überlieferung die vormosaischen Israeliten in innigster Verbindung mit den Kulturen Babyloniens (Abraham), Ägyptens (Josef) und Arabiens (Jethro in Midian) zeigt.

Auf die Nutzbarmachung der Kultur Altarabiens für die Beurteilung des alten Israel werden wir im einzelnen verzichten müssen, so lange das Inschriftenmaterial unzugänglich bleibt.[2]

---

nach einem Papierabklatsch veröffentlicht. Das Bruchstück eines Duplikates wurde neuerdings in Susa gefunden (Délégation en Perse IV, p. 1). Diese französischen Ausgrabungen, die uns das Gesetzbuch Hammurabi's wiedergebracht haben, erzielen wahrhaft glänzende Resultate. P. Scheil schreibt mir unter dem 1. März 1903 aus Susa, dass soeben eine 3000 Kilogramm schwere Bronzestatue einer elamitischen Königin mit Inschrift gefunden wurde [Zusatz zur 4. Auflage].

1) Auch das heutige Beduinenleben steht in lebendigem Verkehr mit der Kultur. Die modernen Alttestamentler entnehmen die Farben für ihr Gemälde der vormosaischen Israeliten dem unhistorischen Milieu der vorislamischen Poesie.

2) Ein kleiner Teil ist im Besitze des Berliner Museums. Es wäre eine wissenschaftliche Grossthat, wenn die Mittel zur Erwerbung der Schätze

Wichtiger bleibt für uns zunächst die Entdeckung der „babylonischen“ Kultur im vorisraelitischen Kanaan. Das altorientalische Material für die altkanaanäische Geschichte häuft sich neuerdings. Was die Amarnabriefe anlangt, so hat Budde S. 12 f. wieder von neuem nach dem Vorgange französischer Gelehrter die Folgerung angefochten, nach der aus der Benutzung der babylonischen Schrift und Sprache in Kanaan um 1400 auch auf die Herrschaft der babylonischen Kultur in der Gesamtbevölkerung dieser Länder geschlossen wird. Die Stadttyrannen würden sich wohl nur aus Ehrgeiz Schreiber zugelegt haben, die die Sprache wohl oder übel verstanden und zu schreiben wussten. Aber wie soll es sich dann erklären, dass keiner von ihnen rein babylonisch schreibt, sondern dass sie alle eine lingua franca, babylonisch mit einheimischem Sprachgut vermischt, schreiben? Wie erklärt es sich, dass zwei Briefe des ägyptischen Königs (Keilinschr. Bibl. V, Nr. 1 und 40) in babylonischer Sprache, aber mit „ägyptischen“ Sprachfehlern durchsetzt, geschrieben sind? Wenn Budde aus den Ergebnissen der neuen elamitischen Funde erfährt, dass auch dort ein „Amarna“ sich findet, dass man auch in Elam zur selben Zeit ein wässeriges Babylonisch schrieb, so bin ich gewiss, dass er seine Bedenken zurückzieht. Die ganze vorderasiatische Welt redete und schrieb damals „babylonisch“, und diese Thatsache setzt eine durch Jahrhunderte vorhergegangene Beeinflussung durch babylonische Kultur- und Geisteswelt voraus — in Kanaan so gut wie in Ägypten und Elam.

Der Einfluss der dem ganzen vorderen Orient gemeinsamen Gedankenwelt zeigt sich nun auch in der Geschichtserzählung und im religiösen Gedankenausdruck der Israeliten.[1]

---

in Deutschland zur Verfügung gestellt würden. Während des Hamburger Kongresses schien sich ein privater Weg anzubahnen. Aber es ist beim guten Willen geblieben. In England bemüht man sich, wie mir bekannt ist, um den Erwerb.

1) Ed. Königs Widerspruch („Babylonisierungsversuche betreffs der Patriarchen und Könige Israels“) ist immer wieder von der Sorge diktiert,

Die altorientalische Weltanschauung, die in den Gestirnen einen Kommentar göttlicher Gedanken sieht, giebt, so hat Winckler nachzuweisen begonnen, die künstlerische Form ab für alle orientalische, auch für die israelitische Geschichtsdarstellung. „Was für den Maler die Farbe, was für den Dichter die poetische Form ist, das ist für den orientalischen Erzähler das mythologische Schema." Wie das Netz einer entworfenen Zeichnung oder Landkarte spannt es sich über gewisse Erzählungsstoffe aus. Ein arges Missverständnis wäre es freilich, wenn man meinen wollte, es werde auf diesem Wege alles, was bisher als Geschichte galt, in Mythologie aufgelöst. Es wäre nicht verwunderlich, wenn jemand auf Grund der Feststellung all der mythologischen Züge, in welche die historischen Thatsachen des Altertums gekleidet sind, zu diesem Ergebnis gekommen wäre. Er hätte dann nur Schlüsse gezogen, die andere in gleichen Fällen gezogen haben. Winckler ist in seinen früheren Arbeiten diesem Trugschlusse nahe gewesen, aber er hat schliesslich die Klippe vermieden. In dem besprochenen Werke finde ich das Gegenteil: es wird immer betont, dass die mythologische Darstellung nicht den historischen Kern ausschliesst, und es wird sogar der vom Standpunkte einer historisch-kritischen Betrachtung aus bisher absolut verworfene historische Kern der Vätergeschichten (Abraham, Josef) anerkannt.

---

als ob die Geschichtlichkeit z. B. der biblischen Persönlichkeiten durch die folgende Betrachtungsweise in Frage gestellt werden könne. Um dieser Besorgnis zu steuern, habe ich die Beispiele vermehrt. Aber wird jemand sagen, dass die Geschichtlichkeit Kaiser Wilhelms I. dadurch in Frage gestellt wird, dass man sein Bild mit Zügen des Barbarossa-Mythus poetisch ausstattet? (Man vergleiche das Gemälde im Berliner Rathaus und das bekannte Gedicht Barba blanca). Wer Abraham zum „Mondgott" macht oder Josef zum Tammuz, oder Jakob „aus der Sternenwelt herabholen wollte", macht sich eines Fehlschlusses schuldig. Aber dass in der künstlerischen Gestaltung der Erzählung Züge, die der Sternenwelt entnommen sind, durchschimmern, werden wir zugeben müssen. Vielleicht liegt eine Erinnerung an solchen mythologischen Einschlag darin, dass man die Gürtelsterne des Orion „Jakobsstab" nennt. Und eine ähnliche Erscheinung zeigt der altchristliche

Eine besondere Rolle spielt die mythologische Darstellungsform, wenn es sich um Inaugurierung einer neuen Zeit handelt. Es ist also garnicht verwunderlich, wenn das Schema bei Rehabeam plötzlich abbricht (Budde S. 13; bei Jerobeam wetterleuchtet es übrigens). Ahab gehört nicht zu den Anfängern einer Epoche, auch bei den assyrischen Geschichtsschreibern beschränkte sich die mythologisierende Form auf die Anfänger einer Epoche; Sargon II. erzählt von sich nicht mythologisch. Übrigens verzichtet die folgende Erzählung ja zumeist auf die Kunstform der eigentlichen

---

Kalender, der den Thomas auf die Wintersonnenwende setzt (21. Dez.), weil er zuletzt gläubig wurde, und den Täufer Johannes auf das Sommersolstitium am 24. Juni, weil er sagt: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen". — [Ich füge nach Aufforderung Königs, l. c. S. 30 für Abraham die Belege hinzu. Abraham kommt aus den Mondstädten Ur und Haran. Sein Weib heisst Sarah (šarratu heisst die Gemahlin des Mondgottes in Haran), sein Schwager heisst Laban (d. h. doch wohl der Mond), er selbst heisst Abram, d. i. Sin (Mondgott) als abu ilâni, summus deus, oder Abraham, d. i. Sin als ḳarid ilâni: „Kämpfer der Götter". Die Zahlen 12/13 und 318 (soviel Tage ist der Mond sichtbar) in 1. Mos. 14 klingen an Mondmythus an. — König bestreitet die mythologische Verwendung des Jakobsstabes S. 31. Aber muss nicht jeder merken, dass der ganz harmlose „Stab" Gen. 32, 11 eine künstliche Rolle spielt? In der Pflanzenkunde hat es König selbst bemerkt. Dass der Orion auch = Nimrod, hat niemand bestritten. Um die altorientalische Denk- und Sprechweise zu beurteilen, muss man sie kennen. Zum Thomastag sagt König l. c. S. 31: „Gesetzt, es ist so, wie Jeremias sagt, so thut dabei die die Kalenderheiligen ordnende Christenheit weiter nichts, als dass sie solche Stellen aussuchte, die zu überlieferten deutlichen Aussagen des Neuen Testaments passen". Ich acceptiere das dankend, denn das habe ich eben zeigen wollen. Man erwäge, ob nicht auch der Name Didymos, „Zwilling" deshalb in Ephesus für Thomas geprägt wurde. Der 21. Dezember ist der Nergal-Punkt; Nergal ist einer der Zwillinge. Auch der „Fisch" der ersten Christenheit erklärt sich aus der Sternenwelt. Die Christen wählten den neu anbrechenden Frühlingsstand der Sonne in den „Fischen" (man beachte, dass das langgestreckte Bild der Fische nahe an den Widder heranreicht, wie ja überhaupt die Abstände der Tierkreisbilder voneinander verschieden sind), um das neue Zeitalter vom heidnischen Widderzeitalter zu unterscheiden. (Zusatz zur 3. bez. 4. Auflage).]

Geschichtsdarstellung, wie sie „das Buch der Kriege Jahves“ gehabt haben mag. Wie aber, so wird man fragen, verhält sich die „künstlerische Darstellungsform“ zum Thatsachengehalt? Sie rührt an den Thatsachen nur insofern, als sie Kleinigkeiten zurechtrückt und Zahlen zu gunsten irgend eines Schemas leise ändert (Zahlensymbolik!). Im übrigen treibt sie ihr Wesen in der Wahl der Worte, die oft wie in den Wagner'schen Opern die Rolle von Motiven spielen, in geflissentlicher Hervorhebung unwesentlicher Züge und in der Bildung künstlicher Namen. Ein Beispiel für Wortspiele möge die Josefsgeschichte geben. Bei Josef schweben dem Erzähler Wortspiele vor, die mit Tammuz zusammenhängen, das ist der Gott der Vegetation, die im Jahreslauf stirbt und aufersteht. Dieser „Tammuz in der Unterwelt“ ist identisch mit Nebo-Hermes. Darum spielt der Erzähler gern mit der „Grube“ (Bor = Loch = Cisterne = Gefängnis = Unterwelt). Daneben lässt er Josef sagen (an sich ist der Ausdruck schief): ich bin gestohlen (gunnabti) aus dem Lande der Hebräer und bin ins Gefängnis (bor) geworfen worden. Es klingt die Eigenschaft Nebos, der der Gott der Diebe ist, an. Man vergleiche damit (Winckler, Forschungen III, 35) die Erzählung, wo Hadad, der König von Aram-Soba, der vor Sanherib nach Muṣri flieht, einen Sohn mit Namen Genubat hat (ebenfalls an die Eigenschaft Nebo's anklingend), der ein ganz ähnliches Geschick hat, wie Josef. Hier ist der Name sicher künstlich. Winckler behauptet dasselbe für die Namen der ersten israelitischen Könige. Es ist jedenfalls auffällig, dass dergleichen Namen sonst nicht vorkommen[1] und bei Salomo wird ausdrücklich bezeugt, dass er Jedidja heisst. Für sehr wahrscheinlich halten wir es, dass der Beiname des Judas Makkabäus dem mythologischen Schema

---

1) Hommel schreibt mir: In den Hammurabi-Kontrakten kommt ja Da-vi-da-nu als Eigennamen vor und KB IV, 100 auch Šaulânu. Wenn das David und Saul heisst, so würde das nur die Hypothese unterstützen.

entnommen ist.[1] Wir fügen noch zwei weitere Belege an.[2] Wenn Trebellius Pollio von Zenobia sagt:[3] „usurpato imperio rem publicam obtinuit .... Didonem et Semiramidem et Cleopatram sui generis principem inter cetera praedicans" und wenn uns dann in der arabischen Geschichtslegende eine Erzählung von Zenobia erhalten ist, welche einfach eine Wiederholung der Semiramislegende ist, so haben wir es hier eben mit Erzeugnissen einer Literatur zu thun, welche von ihren Helden selbst beeinflusst waren und bezweckten, diese als die wieder in Menschengestalt erschienene Gottheit darzustellen. Und wenn festgestellt ist, dass das Gestirn der Zwillinge „Sonne und Mond" darstellen soll, und wenn in der als Incarnation der Gottheit sich fühlenden Ptolemäerfamilie ein Zwillingspaar[4] einfach Helios und Selene benannt wird, so kann doch kaum eine klarer ausgesprochene Bezugnahme auf das Pantheon gedacht werden. Wenn Seleuciden und Ptolemäer als Götter verehrt werden, so war doch die natürlichste Folge, dass ihre Geschichtsschreiber auch die entsprechenden Götterlegenden auf sie übertrugen. Und dass die Lehre von der Göttlichkeit des Königs altbabylonisch ist, haben wir jetzt inschriftlich bezeugt.[5] Es handelt sich also hier einfach um altbabylonische Darstellungsform.

Übrigens mögen einzelne Beispiele[6] immerhin angreifbar

---

1) Makkabî „der Hammer" (vgl. Barak, Hamilcar Barkas) ist dem Judas später beigegeben nach dem mythologischen Schema, das die spätere Darstellung auf die Eltern mit ihren fünf Söhnen anwendet: dem 5. Familiengliede (3. Sohn) gebührt der Hammer (Doppelbeil oder Blitzbündel), der dem Gotte des 5. Wochentages gehört: dem Frühlings-, Blitz- und Gewittergott Marduk.

2) Das folgende ist für die 3. Auflage hinzugefügt.

3) Septem script. rer. Aug. XXIV, 27; s. Winckler in Orient. Lit.-Ztg. 1902, 108.

4) Kinder der Kleopatra, geb. 40 v. Chr.

5) Naram-Sin. Gudea. Dungi.

6) Wenn ich in der früheren Auflage sagte: „Die Menge der Fälle wird schliesslich beweiskräftig", so war das nur in diesem korrigierten Sinne gemeint. Dass dieser ganze Passus meiner Schrift über die „mytho-

sein, auch mag oft genug der Zufall spielen. Aber die Menge der Fälle wirkt schliesslich überzeugend.[1]

---

logisierenden Motive und Wortspiele" von vielen beanstandet werden würde wusste ich im voraus. Es wird lange dauern, bis sich die Erkenntnis Bahn bricht. Vielleicht thun die S. 32 u. 35 neu herzugebrachten Beispiele ihre Wirkung. Einige Kritiker haben ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, „dass ich mich des mythologischen Schemas der Geschichtsdarstellung mit solcher Wärme annehme" und einer hat das als Zeichen eines „Mangels an besonnener Kritik" getadelt. Ich gestehe, dass mir der terminus technicus „besonnene Kritik" im Laufe der Zeit etwas anrüchig geworden ist. Das Zeugnis der Thatsachen ist mir lieber. Ein bekannter alttestamentlicher Forscher „positiver" Richtung schreibt mir bei Besprechung dieser Stelle meiner Schrift: „Dass auch bei historischen Ereignissen bez. den Berichten Form und Farbe der Darstellung der mythologischen Anschauungswelt entnommen sein kann, ist mir immer klarer geworden. Es liegt darin wohl zugleich der Schlüssel zur Aufschliessung mancher Beleuchtung dunkler Partien der Völker- und Kulturgeschichte." — Wie übrigens die besonnene Kritik auf diesem Gebiete arbeitet, möge an einem Beispiele gezeigt werden. In der „Christlichen Welt" 1903, Nr. 11, Sp. 244 spricht in einer Kritik meiner obigen Ausführungen der Berichterstatter über die Babel- und Bibel-Litteratur von meinem „rückhaltlosen Eintreten für Wincklers mythologisches System" und eine Spalte später: „Bei Wincklers Stellung in der Frage nach der Geschichtlichkeit Abrahams mutet es aber doch sonderbar an, wenn er dieser nach eigenem Urteil mythologischen Figur Zeitgenossen giebt." Was hat der Berichterstatter denn aus meinen obigen Ausführungen herausgelesen? Und was Wincklers Auffassung über Abraham betrifft, so hat der Kritiker ein klarerers Urteil darüber als Winckler selbst, der sein Urteil über den historischen Gehalt der Vätergeschichte sich ausdrücklich vorbehalten hat. Derselben Besprechung ist nicht verständlich, wie ein Riese (Goliath), der $5^1/_4$ Ellen gross ist, das Jahr bedeuten kann. Die für ihn angesetzten Maasse könnten höchstens die Schalttage symbolisieren. Abgesehen von dem Fehler: Schalttage statt Epagomenen, — so stehe hier einfach Wincklers Überschrift, Gesch. Isr. II, S. VII für den „Goliathmythus" (Antimenidas, Alexander-Poros): $5^1/_4$ die Epagomenenzahl! [Zusatz zur 3. bez. 4. Auflage].

1) Besonderen Anstoss nimmt die Kritik an dem von Winckler, Forschungen I, 344f., III, 230f. behandelten Beispiel, das sich auf Esau bezieht. Das „Motiv" liegt hier in der geflissentlichen Hervorhebung des „Haarigen". Edom heisst rot und haarig. Dass die Haare (in der Mytho-

Als warnendes Exempel dafür, dass mythologisierende Darstellung nicht als Anzeichen für Ungeschichtlichkeit angesehen werden darf und zugleich als belehrendes Beispiel für die Übertragung der Götterlegende auf geschichtliche Personen, diene schliesslich die Geschichte des alten Sargon von Agade, der bereits bei Lebzeiten ebenso wie sein Sohn Naramsin sich göttlich verehren liess. Von ihm heisst es auf dem Bruchstück eines grösseren Textes:

„Sargon, der mächtige König von Agade, bin ich. Meine Mutter war Vestalin,[1] mein Vater aus niederem Geschlecht,[2] während der Bruder meines Vaters das Gebirge bewohnte. Meine Stadt ist Azupiranu, welches am Ufer des Euphrat gelegen ist. Es empfing mich meine Vestalin-Mutter, im Verborgenen gebar sie mich. Sie legte mich in einen Kasten von Schilfrohr, verschloss mit Erdpech meine Thür, legte mich in den Fluss . . . . Der Fluss trug mich hinab zu Akki, dem Wasserträger. Akki der Wasserträger nahm mich auf in der Freundlichkeit seines Herzens(?), Akki der Wasserträger zog mich auf als sein Kind, Akki der Wasserträger machte mich zu seinem Gärtner. Während meiner Thätigkeit als Gärtner gewann Istar mich lieb . . . . . . Jahre übte ich die Herrschaft aus, ... Jahre beherschte ich die Schwarzköpfigen[3] und regierte sie.“ Als die Inschrift bekannt wurde, war jedermann geneigt, Sargon für eine mythische

---

logie = Sonnenstrahlen) die Verbindung mit der Gottheit herstellen, zeigt die Simsongeschichte. Gerade hier zeigt sich deutlich, wie die Wortspiele künstlich herbeigeholt und gehäuft sind. [Gegen König, Babylonisierungsversuche S. 33: Im Namen Seîr zeigt sich dasselbe Spiel geographisch: Edom und Seîr liegen im Süden, d. i. das Land der „haarigen Sonne“ (Zusatz zur 3. Auflage).]

1) enîtu ist die „Gottesschwester“ der Gesetze Hammurabis.

2) ul idî, „unbekannt.“ So heisst es in den Zeugennamen der neubabylonischen Kontrakte bei den nachträglich anerkannten Vollbürgern, im Gegensatz zu den Vollbürgern, die Vater und Grossvater bez. Stammvater nennen.

3) Ausdruck für die Menschen bei den Babyloniern und — Chinesen!

Figur zu halten. Später fand man sein königliches Siegel. Jetzt haben wir Inschriften, die ihn und seine Feldzüge in helles Licht der Geschichte rücken. Die Anwendung auf die Geschichte Mosis,[1] die ähnlich beginnt, ist naheliegend genug.

Ein Beispiel für bewusste Übertragung einer fertigen Tempellegende auf die Protektorin des betreffenden Tempels ist die der syrischen Göttin von Hierapolis auf Stratonike, die Wiedererbauerin des Tempels und Gattin des Seleukos und dann ihres Stiefsohnes Antiochos. Die Form der Erzählung lässt hier deutlich die Anspielung auf die Astarte (Semiramis-)Legenden erkennen. Der Charakter der Erzählung ist so deutlich, dass trotz der von Winckler gegebenen Erklärung P. Jensen richtig der Versuchung erlegen ist und Stratonike in den Bereich der Mythologie verweisen möchte.[2] Hier liegt der Unterschied der Betrachtungsweise einmal klar zu Tage, [Zusatz zur 3. Auflage].

Viel besprochen wird in der Babel-Bibel-Litteratur die Frage nach einem etwaigen Zusammenhange zwischen dem Sabbath und dem 7. Tage der Babylonier. Es wird gut sein, hier zunächst eine verbesserte Übersetzung der Textstelle IV R 32 zu geben, die von dem 7. Tage bei den Babyloniern handelt. Die Bestimmungen gelten durchaus nicht nur für den König. Beim 7. Tage heisst es, und beim 14. 21. 28. und beim 19. (das ist der 7 × 7. Tag von dem Beginn des vorhergehenden Monats an ge-

1) Man vergleiche die egyptisch-phönizische Osiris-Adonis-Legende. Als Osiris in die Truhe eingeschlossen und in den Fluss geworfen war, schwamm er nach Phönizien, wo man ihn Adonis nannte. Isis suchte ihn auf, kam nach Byblos, setzte sich in ihrer Betrübnis an eine Quelle, wo sie niemand anredete, als die Mägde des königlichen Hauses, durch welche sie bei der Königin Aufnahme fand und zur Wärterin ihres Sohnes bestellt wurde. — Vgl. auch die Anfänge der Cyrus- und Romulus-Geschichte.

2) S. Winckler, Geschichte Israels II, 227 und dann Jensen, Keilinschr. Bibliothek VI, 438: *Στρατονικη* „vermutlich eine ursprüngliche Istar-Astarte, wie schon ihr Name nahelegt".

rechnet) wiederholen sich die Bestimmungen (mit Ausnahme des eckig eingeklammerten):[1]

VII. Tag. [nubattum. Marduk und Sarpanitum (geweiht). Günstiger Tag].

Böser Tag. Der Hirte (König) der grossen Völker

Fleisch, das auf Kohle gelegt ist, Speise, die mit Feuer in Berührung gekommen ist, soll er nicht essen,

seinen Leibrock soll er nicht wechseln, reine Gewänder soll er nicht anziehen,

Libation soll er nicht ausgiessen, den Wagen soll der König nicht besteigen!

er soll nicht ....[2] soll keine Entscheidung fällen, am Orte des Heimlichkeit

soll der Magier nicht orakeln,

der Arzt soll seine Hand nicht an den Kranken legen,

irgend ein Anliegen zu verrichten ist der Tag nicht geeignet.

[Bei Nacht (bez. bei Morgenanbruch) soll der König sein Opfer bringen,

Libation ausgiessen — und seine Händeerhebung wird vor der Gottheit angenehm sein].

Dieser 7. Tag ist ein „böser Tag", auch gleich dem 3. und 16. ein nubattum. Dass nubattum Ruhetag heisst, ist an anderer Stelle zu beweisen. Andre Tage heissen „Geschäftstag" u. s. w. Es ist ein böser Tag, aber (das scheint der Text sagen zu wollen) er kann durch Beobachtung ritueller Vorschriften zum Segenstag werden. Wenn Delitzsch, Babel und Bibel I S. 29 sagt, dass wir „die in der Sabbath- bez. Sonntagsruhe beschlossene Segensfülle im letzten Grunde dem alten Kulturvolk vom Euphrat und Tigris verdanken", so geht das doch wohl

---

1) Zum folgenden vgl. jetzt auch Delitzsch, Babel und Bibel I, S. 61 ff.

2) šal-ṭiš i-tam-me nicht sicher zu übersetzen. Delitzsch's „Priesterin" ist nicht möglich, da jetzt eine Variante (K 3597 in Bezold's Katalog) šal-ṭi-iš vorliegt, worauf mich H. Zimmern aufmerksam macht.

zu weit. Aber Zusammenhänge sind da. R. Kittel l. c. S. 33 sagt: „Entscheidend ist, dass es sich hier um ‚Unglückstage‘ handelt — wo heisst in Israel der Sabbath so?“ Nun die späteren Juden wenigstens kannten diese Anschauung, sie kannten sogar den Zusammenhang mit den Planeten! Sie erzählen, Moses habe seinen Landsleuten beim Pharao in Egypten einen Ruhetag ausgemacht. „Und welchen Tag würdest du hierzu am geeignetsten halten?“, fragte der König. „Den dem Planeten Saturn geweihten siebenten; Arbeiten an diesem Tage verrichtet, pflegen ohnehin nicht zu gedeihen“![1]

II. Der „Panbabylonismus“ und seine Widersacher.

„Der Panbabylonismus legt seine starke Faust auf das alte Testament“. Ja, die Behauptung geht vielleicht noch weiter. Die altorientalische Weltanschauung hat in gewisser Be-

---

1) Die Stelle findet sich in dem als Manuskript gedruckten litterarischen Nachlass von Beer über „das Leben Moses“. Leider fehlt das Citat. Erfunden kann die Stelle nicht sein; der Sammler ist sich der mythologischen Bedeutung des Saturn an der Stelle nicht bewusst. Aber wir brauchen die Stelle gar nicht zum Beweis dafür, dass die jüdische Volksanschauung den Sabbath als Unglückstag kannte. Dasselbe beweist, wie wir schon in der dritten Auflage ausführten, die talmudische Benennung (vgl. auch schon Tacitus, Histor. 5, 4) des Saturn als „Sabbathstern“, denn der Saturn ist im Alten Orient der Unglücksstern (s. z. B. S. 40, Anm. 1), und eine Volksanschauung, die bei der Erwähnung des Saturn nicht gleich an Unglück dachte, ist ebenso undenkbar, wie bei uns ein Reden von der Sonne ohne den Gedanken an Wärme und Licht undenkbar ist. R. Kittels Einwände („Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte“, 3. Auflage S. 42 f.) beruhen m. E. im letzten Grunde immer wieder auf der alten Anschauungsweise, die der Gedankenwelt des alten Orients nicht gerecht wird. Es giebt bei solchen allgemeinen Kulturanschauungen keinen Unterschied zwischen früherem und späterem Judentum. Der Unterschied zwischen

ziehung die ganze Welt beeinflusst. Wenn wir die Einwände widerlegen, so ist die Sache noch nicht als richtig erwiesen. Aber wir werden dann erneute Diskussion fordern dürfen.

Um das von Ed. Stucken und H. Winckler neu entdeckte mythologische System, das einst schon Männer wie Volney, Dupuis und Nork in ihrer Weise durchzuführen versuchten, kritisieren zu können, muss man eingehende Kenntnisse der babylonischen Mythologie und Astrologie erworben haben. Und es muss beklagt werden, dass solche Kenntnisse einigen der auf den Kampfplatz getretenen Kritiker fehlen. Das gilt auch von dem Verfasser der neuesten Streitschrift, die Eduard König gegen zwei Schriften Hugo Wincklers gerichtet hat, in denen die alttestamentliche Frage — mit deutlicher Absichtlichkeit — garnicht berührt wird. Wir hatten gerade diese Schriften mit Genugthuung begrüsst, weil sie geeignet waren, die Debatte über Babel von der Bibel abzulenken und damit einem Gebiete zu entziehen, auf dem wegen der

---

vor- und nachexilischem Judentum mit Bezug auf kulturelle und wissenschaftliche Anschauungen ist aufzugeben. Der Gegensinn von Glück und Unglück, Segen und Fluch („ich habe ihm das Bad gesegnet“) bedarf im einzelnen Falle nicht des schriftlichen Beweises. Die natürliche historische Entwicklung jeder menschlichen Einrichtung führt schliesslich zu ihrem Gegenteil: Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage! Der Gang der Entwickelung ins Gegenteil bei der Sabbathfrage ist übrigens umgekehrt auch in der späteren Geschichte der israelitischen Sitte zu erkennen. Der ursprüngliche religiöse Sinn der Sabbathruhe („weil Gott ruhete“) ist zu Jesu Zeiten bereits in einen Formalismus erstarrt, der dem Saturn-Aberglauben sehr nahe steht (vgl. den Sabbathstreit zwischen Jesus und den Pharisäern). Der heutige Jude bindet am Sabbath das Schnupftuch um den Leib, statt es in die Tasche zu stecken, weil man am Sabbath nichts tragen darf. Der sittliche Grundsatz der Sabbathruhe hat sich in unsittlichen Aberglauben verkehrt. — Für den religionsgeschichtlichen Begriff des Gegensinns noch ein lehrreiches Beispiel. Das Schwein ist im alten Orient tabu, deshalb wird es einerseits geopfert, andererseits perhorresciert. Lucian bezeugt für den phönizischen Kult sowohl Verabscheuung wie Heilighaltung. Die israelitische Volksvorstellung kennt nur die eine Seite. Man ißt kein Schweinefleisch. Die Ursache ist nämlich auch hier ursprünglich eine religiöse.

Verschiedenheit der Standpunkte eine objektive Besprechung nur sehr schwer zu erreichen ist. Die Schrift Ed. Königs ist eine litterarische Merkwürdigkeit schon durch die Form, in der sie sich dem Leser darbietet: Briefwechsel zwischen zwei Freunden.[1] und behandelt die Beziehungen der Kultur Babyloniens zur Weltgeschichte.

Ich vermisse hier manche notwendigen Vorkenntnisse auf mythologischem und auch auf astronomischem Gebiete. Es heisst S. 21, dort, wo E. eine Anerkennung für die babylonische Kultur aussprechen will:

„Wer sollte es nicht erstaunlich finden, dass die Babylonier von ihren Beobachtungspunkten — wahrscheinlich von den schon bei Herodot I, 181 beschriebenen Terrassentempeln aus — den Saturn gesehen haben, der hier in unseren Gegenden für das blosse Auge nicht sichtbar ist.“

---

1) Der Titel lautet: Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte, Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin. Die Form ist wohl nur fingiert (E = Eduard; K = König?). Wir schliessen das quellenkritisch aus der Einheit des Stils, aus der die Briefform plötzlich verlassenden Stelle S. 22 und aus dem Vergleich von den „Funken, die der Morgenröte gleich herüberglänzen“ S. 16 im Briefe von E., der mit dem „Bibel und Babel“ S. 13 gewählten Vergleich zusammenstimmt. Es handelt sich um die Schrift H. Wincklers: Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig, J. C. Hinrichs, und dann auch um das 2/3. Heft im III. Band „Der alte Orient“: Himmels- und Weltenbild der Babylonier. [Ed. König nennt den Namen des Verfassers nirgends und das neuerdings damit erklärt, dass es für ihn stets etwas Beklemmendes habe, wenn er gegen andere polemisieren müsse (Ev.-luth. Kirchenzeitung 1903, Sp. 326 f.). Die Weglassung des Namens sei von mir (in der früheren Auflage) falsch (!) gedeutet und ihm ganz mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden. Der Referent der Nordd. Allg. Ztg. 1903, Nr. 3a kritisiert die Unterdrückung des Namens ebenfalls scharf und sagt: die Freunde E. und K. gleichen zwei furchtsamen Wanderern, die plötzlich im Dunkel laut zu singen beginnen, — weil an der Stelle ein Geist umgeht. Und G. Fr. im Protest. Kirchenblatt 1903, Nr. 5, macht darauf aufmerksam, dass die den Autornamen vertretenden Bezeichnungen, wie „jener Babylonikus“, „der Vertreter Babyloniens“, „der Wortführer der babylonischen Kultur“, wenn auch nicht beleidigend, so doch geeignet sind, einen verdienstvollen Forscher um seinen wissenschaftlichen Kredit zu bringen.]

Zunächst die Bemerkung: Herodot erwähnt nur einen Tempelturm. Und warum: schon Herodot? Inzwischen sind greifbare Zeugen erschienen, man hat einige ausgegraben; einer davon zeigt noch die Farbenspuren der Planetenstufen.[1] Aber vor allem: dass sie den Saturn gesehen haben, soll wunderbar sein? Dieser glänzende Planet soll „hier in unsern Gegenden“, also in Bonn am Rhein, nicht sichtbar sein?

Es sei gestattet, den Ausführungen noch ein Stück weiter zu folgen. Die Besprechung giebt Gelegenheit, in einigen Punkten die Weisheit der babylonisch-assyrischen astronomischen Aufzeichnungen aufzuweisen, die übrigens von Astronomen wie Philologen längst reichlich ausgebeutet worden sind. S. 3 sagt König:

„Sie haben die Zeit, während welcher die Sonne scheinbar durch die Ekliptik läuft, ungefähr richtig (sic!) als 360 Tage erkannt (S. 10: au 360 Tage geschätzt; S. 21 noch einmal: auf 360 Tage berechnet).“

Dann wären die babylonischen Sterngucker freilich keine

1) Im Jahre 1854 wurden die Ruinen des Nebo-Thurmes von Borsippa unter Leitung Sir H. Rawlinsons untersucht, und dabei wurde die Bauurkunde Nebukadnezars in vierfacher Abschrift gefunden. Noch heute ragen die Trümmer ca. 48 m hoch über die Ebene empor. Nach Rawlinsons Messungen erhob sich der Thurm in 7 Etagen und jede der Stufen war ziemlich 8 Meter hoch, die Breite der untersten Stufe betrug 82 Meter. Der Unterbau lässt sich nach seinen Massen leider ebensowenig wiedererkennen wie die sehr zerfallenen drei obersten Aufsätze. Die in den Ruinen wiedererkannten Planetenfarben der sieben Stufen sind folgende von oben nach unten: silbern (Mond), dunkelblau (Merkur), weissgelb (Venus), golden (Sonne), rosenrot (Mars), braunrot (Jupiter), schwarz (Saturn). Näheres siehe in meiner Monographie über Nebo in Roschers Lexikon der Mythologie III, wo Sp. 53f. auch die Trümmer des Thurmes abgebildet sind. Die Geschichte vom Thurmbau zu Babel hat solchen Stufenthurm im Sinne. An den „himmelhochragenden Thurm“ erinnert die Hyperbel der Könige (z. B. Tiglatpileser VII, 102), die ihre Tempelthürme „bis zum Himmel“ bauen wollten. Eine keilinschriftliche Erzählung, die der biblischen entspricht, giebt es nicht. Der Text, in dem Smith, Chaldäische Genesis S. 122ff. eine „Urkunde vom biblischen Thurmbau sah (ein Beispiel für das S. 50f. bemerkte), berichtete in poetischer Form von einer Tyrannenbefreiung in Babylonien.

Gelehrten gewesen, wenn sie das so fehlerhaft und ungefähr geschätzt hätten. Und den Fehler müssten sie doch nach wenig Jahren gemerkt haben. Nein, sie wussten von uraltersher, dass das Jahr 365 $^1/_4$ Tag hat, und es war eben die Aufgabe der Kalenderwissenschaft, die Differenz auszugleichen — und es giebt verschiedene Systeme der Ausgleichung. Darin aber liegt die bewundernswerte Geistesthat, dass sie die Differenz und wie sie die Differenz in grössern Cyklen, Äonen ausgeglichen haben.

„Sie verstanden es auch, wenigstens in den sechs letzten Jahrhunderten v. Chr., die Mond- und Sonnenfinsternisse zu berechnen" (S. 4).

Aber das verstanden sie von Anfang an. Denn die Finsternisse, insbesondere die neunzehnjährigen Cyklen der Sonnenfinsternisse, ergaben sich bei den fortgehenden Beobachtungen.

„Die Babylonier beobachteten ferner die vier Phasen des Venusgestirnes, stellten dieses daher zu Mond und Sonne als gleichberechtigt."

Dass sie die Venusphasen beobachteten, lässt sich inschriftlich nicht belegen, aber allerdings aus dem eigenartigen Kult der Istar-Venus mit ihren verschiedenartigen Erscheinungsformen schliessen. Verwunderlich wäre es nicht, da sie höchstwahrscheinlich auch die vier Jupitermonde kannten, von denen ja auch heute für scharfe Augen einige sichtbar sein sollen[1] (II R 56, vgl. V R 22 nennt zwischen den 4 Götterboten und 4 Götterflüssen die vier Hunde des Jupiter).

Wiederholt wird in Königs Broschüre der Tierkreis in die Betrachtung gezogen. Einmal wird die Ausdauer und Stetigkeit der Beobachtung bewundert, die das Zurückweichen des Äquinoktialpunktes feststellt.[2] Das beruht nicht auf be-

---

1) Ed. Glaser, der berühmte Arabienforscher, schreibt mir hierzu: „Im Orient ist nicht blos die Luft durchsichtiger, sondern auch die Augen der Menschen sind schärfer als bei uns. Ich habe Beduinen gekannt, die bei stockfinsterer Nacht noch auf hundert Meter Entfernung einen Menschen nicht nur sahen, sondern auch mit voller Sicherheit erkannten. Man kann hundert gegen eins wetten, dass jeder normale Beduine Arabiens sogar den Saturnring und die Jupitermonde sieht." [Zusatz zur 3. Auflage].

2) S. 4. „Die Babylonier kannten sodann auch schon die sogenannte

sonderen Beobachtungen, sondern ergab sich von selbst aus den Feststellungen, die von uraltersher (das grosse astrologische Werk, das wir haben, stammt aus hohem Alter), gemacht wurden. Das Bewunderungswürdige liegt in dem Geheimnis: Wer hat das Himmelssystem erdacht, das wir bereits fertig vorfinden, zur Zeit als die altorientalische Welt in unseren Gesichtskreis tritt?

S. 4 heisst es: „Der Gebrauch der Zahl 12 wurde durch die Beobachtung der Zeichen des Tierkreises begünstigt."

Die Tierkreiszeichen sind uralte Phantasiebilder, die Zahl und Anordnung (Schütze und Skorpion sind z. B. oft vereint) wechseln in den vielen babylonischen Abbildungen, die wir haben. Niemand weiss, wann sie erfunden wurden. Die Hervorhebung der Zahl 12 wurde allerdings durch die Festsetzung von 12 Bildern begünstigt, aber das Duodecimalsystem stammt nicht vom Tierkreis, höchstens ist das Umgekehrte der Fall.[1]

Die Vorstellung von der Sonnenbahn zeitigt später dort, wo vom Einfluss der altorientalischen Vorstellung auf unsere Zeitrechnung die Rede ist (S. 25), schlimme Folgen; König meint, der weitreichende Gebrauch der 12 sei wohl nicht überall von Babylonien her entlehnt. Wahrscheinlich habe man vielmehr auch anderwärts bemerkt, dass die wärmere und kältere Reihe von Tagen

---

Präzession des Frühlingsäquinoctiums, welche richtiger Retrocession zu nennen wäre, weil dieses Frühlingsäquinoctium jedes Jahr um zwanzig Minuten nach Osten weicht." Sie heisst Präzession, weil die Bewegung von Osten nach Westen läuft, also wie der scheinbare Tageslauf der Sonne. Wenn in Wincklers Schrift S. 29 gesagt ist, dass ihr Lauf „rückwärts" geht, so soll das heissen: dem Jahreslauf der Sonne entgegengesetzt, der entgegengesetzt dem scheinbaren Tagesumlauf von Westen nach Osten durch den Tierkreis geht.

1) Die Babylonier kennen überhaupt neben dem Duodecimalsystem auch das Decimalsystem, das nach König S. 5 „die Kulturwelt für sich erobert hat". Den Gebrauch der Null haben sie nicht ausgebildet (aber wer sagt denn, dass sie alles erfunden haben?); Spuren sind übrigens vorhanden bei Schreibung der 600 (Neros?); über die Null s. die Ausführungen Gustav Opperts in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1900, 122 ff.

(„Sommer und Winter“ Gen. 8, 22) ungefähr je die Zeit von sechs Neumonden umspannen. Aber das stimmt grade für den Orient nicht! Und der Jahreszeitabschnitt ergiebt sich doch aus dem Umlauf der Sonne. Die Teilung in Monate ist natürlich sekundär. Dann heisst es weiter:

„... Spuren von relativer Unabhängigkeit... liegen in der Verschiedenheit der Monatsnamen und in der mit den Mondphasen zusammenhängenden Siebentägigkeit der Woche, während bei den Babyloniern eine fünftägige, durch das ganze Jahr hindurchrollende Woche herrschend war.“

Die babylonischen Kalender sind sehr verschiedenartig und wechselten mit den Zeiten und Schulen. Die Kunst bestand darin, zu zeigen, dass alle Zahlen sich in das System fügen lassen. Die im jeweilig herrschenden Systeme hervortretenden Zahlen bekamen dann „heiligen“ Charakter. Wir sind für unsere Kenntnis nur auf Bruchstücke angewiesen. Dass bei den Babyloniern eine fünftägige Woche herrschend war, ist ein Irrtum. Die „kappadokischen Täfelchen“ bezeugen, wie Winckler entdeckt hat, dass irgendwo und irgendwann eine ḫamuschtu, eine Fünferwoche, in Geltung war.[1] Eine Anzahl von Hemerologien zeigen die šebûʿa, die Siebenerwoche, die aber als durchs Jahr rollende vorläufig nicht nachweisbar ist, — in den vorliegenden Texten hebt sie mit jedem Monat neu an.[2] Aber diese Siebentägigkeit hängt nicht „mit den Mondphasen zusammen“. Umgekehrt — die siebentägige Woche ist nachträglich dem Monde auf den Leib geschrieben. Gerade beim ersten Viertel, das mit dem Neuerscheinen des Mondes beginnt, würde das ja garnicht stimmen.

1) Nach V R 48 soll man, worauf Hommel mich aufmerksam macht, am 5. und 25. Tag kein Weib nehmen; das mag auch auf eine Fünferwoche deuten.

2) Der Ursprung der israelitischen siebentägigen Woche, die ohne Rücksicht auf Mond- und Sonnenlauf durch die Zeit läuft, bedeutet eine grosse Geistesthat. Die Geistesthat ist auch für Babylonien nachweisbar eben durch das Fortrollen der Fünferwoche; dass die Siebenerwoche aus Babylonien kam, ist zur Zeit nicht zu belegen. Zur Bedeutung des siebenten Tages s. oben S. 35 ff.

Übrigens gilt die 28 bloss konventionell als Mondzahl, in Wirklichkeit ist sie es gar nicht, sondern die 28 ist die Ausgleichung zwischen 27 und 29, den beiden Umlaufszahlen des Mondes (siderischer und synodischer Monat).

„Übrigens hätte die siebentägige Woche als ein Reflex der Mondphasen (sic!) bei vorderasiatischen Völkern ebenso selbständig entstehen können, wie z. B. bei den Peruanern, und jedenfalls ist die siebentägige Woche zu den — Griechen und — Römern — seit der Kaiserzeit — nicht von den Babyloniern, sondern von den Juden, oder vielmehr den Christen gekommen, und die Zuteilung der einzelnen Wochentage an die damals vorausgesetzten sieben Planeten wird von Dio Cassius auf ägyptischen Einfluss zurückgeführt" (S. 29f.).

Die Frage nach dem Ursprung der peruanischen Woche und namentlich der mexikanischen Astronomie wollen wir auf sich beruhen lassen, bis sie näher untersucht worden ist. Wir werden auch hier Babylonien wiederfinden. Dass die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern von den Juden gekommen ist, beweist doch nichts über ihren Ursprung. Dasselbe gilt von den Namen. Sicherlich sind sie, wie vieles andere orientalische Gut, den klassischen Völkern durch Ägypten vermittelt worden. Aber Ägypten und Babylonien sind in unserem Sinne nicht Gegensätze. Beide Kulturen besitzen gemeinsame altorientalische Weisheit. Was speziell die Namen anlangt, so haben wir in den uns zugänglichen babylonischen Bruchstücken fünf oder sechs wechselnde Nomenklaturen. Dass unsere Monats- und Wochentagsnamen mit Babylonien zusammenhängen, kann im Prinzip — und nur um dieses handelt es sich! — gar keinem Zweifel unterliegen (zu den Namen s. noch unten S. 46).

„Das Jahr im Frühling — beim Neuerwachen der Natur — anzufangen, war so natürlich, dass dieser Jahresanfang nicht natürlicherweise von Babylon hergeleitet wird. Auch das war naheliegend, den Monat, mit dem das Jahr wechselt, dem doppelgesichtigen Janus zu widmen (man denke an janua „Eingang, Thür"), und fernliegend ist es, darin einen Einfluss der Babylonier auf die Römer zu suchen" (S. 30).

Ich kann das nicht natürlich finden. Wenigstens für uns ist

der Frühlingsanfang, der in den Mittellauf der Sonne fällt, garnicht besonders bemerkbar. Der Herbstanfang war erst recht nicht naheliegend. Das Natürliche wäre gewesen mit der Sommer- oder Wintersonnenwende zu beginnen. Der Frühlingspunkt ist nur astronomisch festzustellen, und wenn man damit das Jahr begann, so setzte das eine hochentwickelte Beobachtung, kurz eine astronomische Wissenschaft voraus. Und wie kommt es denn, dass das Mittelalter neben dem von Rom kommenden christlichen Winterjahr den Anfang des Jahres auf Ostern setzte? Ist das von den Slaven oder Germanen gekommen? Die konnten dergleichen nicht berechnen. Aber der Orient ist die Welt der Astronomie. Im Orient kann man den Himmel beobachten, denn dort kann man am Abend nach Sonnenuntergang und am Morgen vor Sonnenaufgang die Sterne und Sternbilder sehen, bei denen die Sonne steht. Das können wir nicht am wässrigen abendländischen Himmel. Im Orient weiss jeder Kameeltreiber darin Bescheid. Wenn wir es sehen könnten, wären Irrtümer nicht möglich, wie sie in der erwähnten Schrift vorliegen. Dass der doppelgesichtige Janus und damit der Januar dem Mondgotte heilig ist und dass seine Deutung vom Orient her (über Ägypten oder über Kleinasien?) beeinflusst worden ist, scheint mir zweifellos.[1] König denkt an janua Thür. Die Bedeutung „Eingang, Thür" ist aber erst davon abgeleitet, dass Janus am Aus- und Eingang des Jahres steht; daher ist er der Gott aller Eingangs-Thüren und Thore. Die Beschreibung des ältesten Janüs bei Plinius (er redet von dem im numanischen Janus geminus aufgestellten Bild) war zweiköpfig und die Finger der Statue waren so gestellt oder gebogen, dass die Figur CCCLIV herauskam (später nach Einführung des Sonnenjahres durch Cäsar machte man CCCLXV draus!). Janus hat also hier deutlich Mondcharakter. Dazu stimmt auch, dass neben dem häufigen zweiköpfigen Typus auch der vierköpfige vorkommt, zuerst auf dem alten aus Falerii stammenden, später

1) Die Beeinflussung mag zeitlich zusammenfallen mit der Verschiebung des Jahresanfangs von März auf Januar [Zusatz zur 3. Auflage].

auf dem Forum transitorium aufgestellten Janus. Das bei Roscher II, Sp. 50 reproduzierte bärtige Janusbild auf dem römischen Libral-Ass zeigt deutlich, dass die beiden halbrunden Köpfe den ab- und zunehmenden Mond darstellen. Die Zusammenstellung mit Jana = Diana = Luna erscheint nach alledem durchaus nicht abenteuerlich.[1]

In ähnlichen Irrtümern und Missverständnissen bewegen sich die Ausführungen des E. auf S. 32 ff., die zeigen sollen, dass die Völker Vorderasiens und hauptsächlich die Hebräer relativ selbständig gegenüber der babylonischen Kultur geblieben sind. „Sie hatten ein Alphabet von 22 Buchstaben." Ja, das hat sich in einer geschichtlich uns ziemlich dunklen, vielleicht von Babylonien relativ unabhängigen Zeit ausgebildet. Kam es aus Phönizien? Wahrscheinlich. Woher haben es die Phönizier? Das wissen wir noch nicht. Die Frage schwebt zwischen Ägypten und — Babylonien. Aber was haben die „Hebräer" vorher für eine Schrift gehabt? Die Amarna-Briefe zeigen es: in Kanaan schrieb man babylonisch. Schon daraus, dass man die Sprache kannte, würde sich ergeben, dass man in Kanaan babylonisches Wissen besass. Niemand lernt lateinisch, ohne wenigstens einiges von Rom zu erfahren. — Für die Unabhängigkeit von Babylonien werden dann auch die Namen der Monate ins Feld geführt. Aber der Name trifft nicht die Sache. Namen kommen und gehen, wie Völker und Staaten; die Sache, um die es sich handelt — die Einteilung des Jahres und der Ausgleich des Sonnen- und Mondjahres — kann nur dort entstanden sein, wo Astronomie studiert worden ist und studiert werden konnte. Dass man nichts

1) Dass bei den Italienern und Griechen der Mond immer als Femininum erscheint (vgl. jedoch den von Vorderasien herübergekommenen *Μήν* = Lunus), wiederlegt m. E. nicht die Möglichkeit des Mondcharakters bei Janus. Dass auch der Occident die Götter doppelgeschlechtig ansieht, wie der Orient (Sin-Nannar männlich = Hekate weiblich = Artemis; Samas männlich, aber schemesch, die Sonne, weiblich) zeigt Helios in Frauenkleidern und die bärtige Venus. [Zusatz zur 3. Auflage als Antwort auf eine briefliche Einwendung von W. H. Roscher].

von den babylonischen Zeitaltern (Gold, Silber, Kupfer) wusste, wird daraus geschlossen, dass erst im Buche Daniel darauf angespielt wurde. Verfällt der Verfasser nicht in den Irrtum der von ihm bekämpften Schule, die aus dem Schweigen der Quelle über eine Sache auf Unbekanntschaft schliesst? Dass die Freunde E. und K. den Wechsel des „Systems“, wie ihn die Präzession des Frühlingspunktes bedingte, nicht billigen mögen, ist nach dem Gesagten nicht verwunderlich. Das Zwillingszeitalter fiel in eine vorläufig noch prähistorische Zeit. Die zwei Jahrtausende babylonischer Geschichte liegen im Stierzeitalter. Daraus erklärt sich, dass in der uns zugänglichen babylonischen Litteratur und in dem von Babylonien während dieser Zeit beeinflussten Kulturgebiet das auf dem Stierzeitalter beruhende System, bei dem der durch den Stier symbolisierte Marduk den Frühlingspunkt beherrscht, die deutlichsten Wirkungen ausgeübt hat. Bei dieser Stelle finde ich einen besonderen Missgriff. Es ist von den Plejaden als dem Wintergestirn die Rede und von den gegenüberstehenden Hyaden als dem Gestirn, das die sommerliche Hälfte der Natur symbolisiert. Der Kritiker würde nicht, wie er S. 33 thut, bezweifeln, dass die Plejaden die „bösen Sieben“ sind, wenn er daran dächte, dass sie das Gestirn Nergals, des Gottes der Unterwelt, sind. Nun sagt er aber ausserdem:

„Es wäre doch die reine Willkür gewesen, die Hyaden, d. h. die Regnenden[1] auf die im Orient regenlose Frühlings- und Sommerzeit zu beziehen.“

Aber der Name Hyaden ist doch griechisch! Kann man verlangen, dass die Babylonier griechisch gekonnt haben? An derselben Stelle wird bestritten, dass die vier Gespanne Sach. 6, die nach den vier Himmelsgegenden ausgesendet werden, mit den vier Pferden vom Neujahrsrennen[2] zusammenhängen. Sie hingen vielmehr mit den vier Himmelsgegenden zusammen.

---

1) „Von denen übrigens auch sieben gezählt werden“, wird hinzugefügt. Gewiss, sie werden mit den Plejaden zuweilen verwechselt.

2) Vgl. H. Winckler, babylonische Kultur S. 6; Arabisch-Semitisch-Orientalisch S. 177.

Gewiss. Aber die vier Himmelsgegenden werden durch die vier Tage, die dem Jahre angehängt werden, symbolisiert. Sie repetieren das Jahresbild nach dem Grundsatz: das Kleine spiegelt das Grosse wieder. Schliesslich stellen sie das Wettrennen der Planeten dar.

Auch über die babylonisch-assyrische Kunst äussert sich der Briefwechsel (S. 24f.). Er giebt nur „Keimartiges" zu, über dem das „Höchste" nicht zu vergessen sei. Hat unsere Kunst das Höchste erreicht? Niemand wird es vom alten Orient behaupten. Aber man hat dort doch mehr geleistet, als ihr Kritiker denkt. C. P. Tiele, der weder die Originale noch die Museen studiert hat, kann man nicht als Gegenzeugen gegen einen gründlichen Kenner der Denkmäler ins Feld führen. Als er 1886 in seiner Geschichte schrieb: „die assyrische Bildhauerkunst hat keinen anderen Fortschritt gegen die chaldäische aufzuweisen, als nur die vermehrte Kunstfertigkeit," — kannte er noch nicht einmal die herrlichen uralten Telloh-Statuen, welche Archäologen ihren Inschriften zum Trotz als Erzeugnisse der höchsten griechischen Kunst in Anspruch nehmen wollten, geschweige, dass ihm die Nippur-Funde bekannt sein konnten, aus denen R. Kittel in seiner Schrift, „die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte" S. 12 mit Recht gewichtige Schlüsse auf eine alte hohe Kunstepoche zieht, die dann wieder abwärts gegangen ist. Der Gang war derselbe wie in Ägypten. Bereits um 3000 und noch früher finden wir in beiden Kulturgebieten Schöpfungen einer grossartigen Kunst. Später (schon zu Hammurabi's Zeit) sank die freie schöpferische Kunst herab; an ihre Stelle trat die Stilisierung.[1]

1) Aber welch eine köstliche Stilisierung. Man werfe nur einen Blick in die soeben erschienene, prächtig ausgestattete Schrift von C. Bezold, Ninive und Babylon in den Monographien zur Weltgeschichte XVIII, Velhagen & Klasing. Übrigens hat auch die assyrische Kunst ihre originellen Meister gehabt. Der berühmte „sterbende Löwe" in Nineveh, die „Wildeseljagd" und andere Alabasterreliefs würden den grössten Meistern unserer Tage zur Ehre gereichen.

Schlusswort.

Ich bitte, es nicht unfreundlich zu beurteilen, wenn ich für nötig hielt, einzelne Irrungen und Missverständnisse offen zur Sprache zu bringen. Ich habe mich bisher in meinen Publikationen geflissentlich von aller Polemik ferngehalten. Es ist aber jetzt an der Zeit, zu zeigen, wie schwer es der jungen Wissenschaft gemacht ist, Boden zu gewinnen. Es ist neue Gefahr im Verzug, dass die altorientalische Wissenschaft in Misskredit gebracht wird, wie in den Tagen Alfred von Gutschmids. In dem besonderen Falle war eingehende Behandlung auch deshalb nötig, weil die kritisierten Angaben den Massstab dafür bieten sollen, wie hoch die Kultur Babyloniens einzuschätzen ist. Ein Urteil kann darüber nur der abgeben, der in jahrelangem heissen Bemühen sich in die erstaunlich reiche babylonische Geisteswelt versenkt hat. Und wir alle werden von dem getadelten „Babylonikus" noch sehr, sehr viel zu lernen haben.

Der Briefwechsel behandelt das Material, um schliesslich über die Beziehungen der babylonischen Kultur zur Weltgeschichte ein negatives Urteil zu fällen. An der Behauptung, es zeige sich jetzt, dass durch die Erforschung Babyloniens unsere Auffassung[1] von der Weltgeschichte von Grund aus verändert werde, sei nicht nur das „jetzt", sondern auch das „von Grund aus verändert" unrichtig. Wir hoffen, gezeigt zu haben, dass der Kritik nicht genügendes Material zu Grunde liegt. Und wenn nun eine erneute Prüfung doch zu positivem Resultat führt? Wäre das nicht gerade vom „positiven" Standpunkte aus eine unabsehbar wichtige und erfreuliche Entdeckung? Ist nicht gerade damit die noch immer dominierende „liberale" Anschauung von der geradlinigen, evolutionistischen Entwickelung und vom ewigen

1) So heisst es. S. 25 sagt König dafür ohne weiteres — und der Wechsel des Ausdrucks ändert doch völlig den Sinn der bekämpften Ansicht: „Gang" der Weltgeschichte. Nein, der wird nicht durch Völker verändert. Das hat niemand behauptet.

Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechts von Grund aus erschüttert? Eduard König ist selbst der Meinung, die Entwickelung der Menschheit bewege sich von Wellenberg zu Wellenberg. Könnte er für diese bisher als unerwiesen geltende Behauptung, die das Grundgesetz aller modernen Weltanschauung ins Schwanken bringt, einen wichtigeren Gesinnungsgenossen finden, als in dem von ihm bekämpften „Herolde Babyloniens"?

Und, wenn es so ist, warum zögert man auf Seiten der „positiven Theologie", sich des neuen Gebietes zu bemächtigen? Wir kehren mit dieser Frage noch einmal zum Ausgangspunkte unsrer Erörterung zurück. Aus einer grösseren Anzahl der von kritisch-theologischer Seite gegen Delitzsch's „Babel und Bibel" gerichteten Schriften spricht die Besorgnis: die junge Wissenschaft rüttle an dem Heiligtum der biblischen Urkunden. Es ist merkwürdig, wie sich die Situation im Laufe der Jahre geändert hat. In den ersten Jahrzehnten der Keilschriftforschung wurden die Aussagen der Denkmäler in marktschreierischer und reklamehafter Weise für die traditionelle Bibelforschung nutzbar gemacht. In voreiliger Weise wollte man die Fundresultate zur Bestätigung biblischer Angaben ausnutzen.[1] Das Herrnwort von den „schreienden Steinen" wurde bis zur Ermüdung gemissbraucht. Man stellte sich, als ob jeder babylonische Backstein etwas zu schreien haben müsste zu Gunsten des Alten Testamentes. Es giebt ein prachtvoll ausgestattetes Buch, dessen Verfasser der staunenden Welt die Niederschriften Mosis und der Kinder Israel während ihres Wüstenaufenthaltes mitteilt — aus den nabatäischen Inschriften. Auch in Deutschland haben sich nicht alle Forscher von der Sucht nach Sensation frei machen können, und sie haben unter praktischen Theologen, die dem wissenschaftlichen Betriebe fern stehen, immer dankbare Zuhörer gefunden. Auch Missverständ-

1) Ein Beispiel oben S. 40, Anm. 1. Einer der gründlichsten Kenner des orientalischen Altertums kam freilich damals (1873) zu folgendem Schluss: „Die Entzifferung sei schon wegen ihrer frappanten Übereinstimmung mit der Bibel nicht als eine gelungene anzusehen"!!

nisse haben mitgespielt, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens war. So erinnere ich mich aus neuerer Zeit, in den Blättern gelesen zu haben: die Wand sei jetzt in Babylon blossgelegt, auf der Belsazar das *mene mene tekel upharsin* geschrieben sah; oder: ein Backstein sei gefunden, auf dem die Persönlichkeit Abrahams bezeugt sei. — Ganz im Gegensatz zu solcher banausischen Beurteilung der vorderasiatischen Denkmälerfunde macht sich nun neuerdings die Neigung geltend, die Keilschriftforschung in den Dienst einer destruktiven Kritik zu stellen. In einer unsrer angesehensten theologischen Zeitungen sagte ein Theologe nach Erscheinen der Delitzsch'schen Schrift: „Möchten die Ziegel Babyloniens es erzwingen, dass die hergebrachte Anschauung vom Alten Testament, die Lehre von der Offenbarung, die Theorie von der Bibel endlich schwindet, um einer innerlicheren, lebendigeren und kurz gesagt frömmeren Auffassung Platz zu machen". — Ich weiss nicht, welche von beiden Beurteilungen der biblisch-babylonischen Beziehungen verkehrter ist. Jedenfalls ist es kein Wunder, wenn bei solchem Wirrwarr das nötige Zusammenarbeiten der alttestamentlichen und der vorderasiatischen Forscher immer von neuem gestört worden ist. — Die „Bedenklichen" unter den „positiven" Theologen möchte ich bitten, folgendes zu erwägen. Sofern das Alte Testament Anspruch auf eine fides divina hat als Urkunde der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, bedarf es keiner Stütze durch Hilfswissenschaften. Hier kann Babel das Verständnis nicht fördern, aber auch die Bibel nicht gefährden trotz alles wissenschaftlichen Sprachengewirrs. Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht. Aber das Alte Testament hat auch eine menschliche Seite — so grossartig und interessant, dass keine Litteratur der Antike mit ihr in einem Athem genannt werden darf. Vieles blieb dunkel, solange der weltgeschichtliche und kulturgeschichtliche Rahmen verdeckt war, in welchem sich die Geschichte Israels abgespielt hat. Jetzt lichtet sich die Welt rings um Kanaan her. Wir können das Volk des Alten Testaments im Zusammenhange

der politischen und kulturellen Kräfte betrachten, aus denen es sich entwickelt hat und die bestimmend auf seine Geschicke eingewirkt haben. Hier kann die Keilschriftforschung wichtige Hilfsdienste thun für das Verständnis der Bibel. Das unvergängliche Kleinod, das Israel besitzt, wird in solcher Umgebung nur um so heller leuchten und auch die fides humana, auf die das einzigartige Litteraturbuch Anspruch hat, wird die Feuerprobe bestehen.

Aber wie man auch urteilen mag. Jedenfalls gilt Huttens Wort heute mehr wie je: „die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben“. Und unser aller Ziel ist das Streben nach Wahrheit. Dabei wird der alte Meister recht behalten:

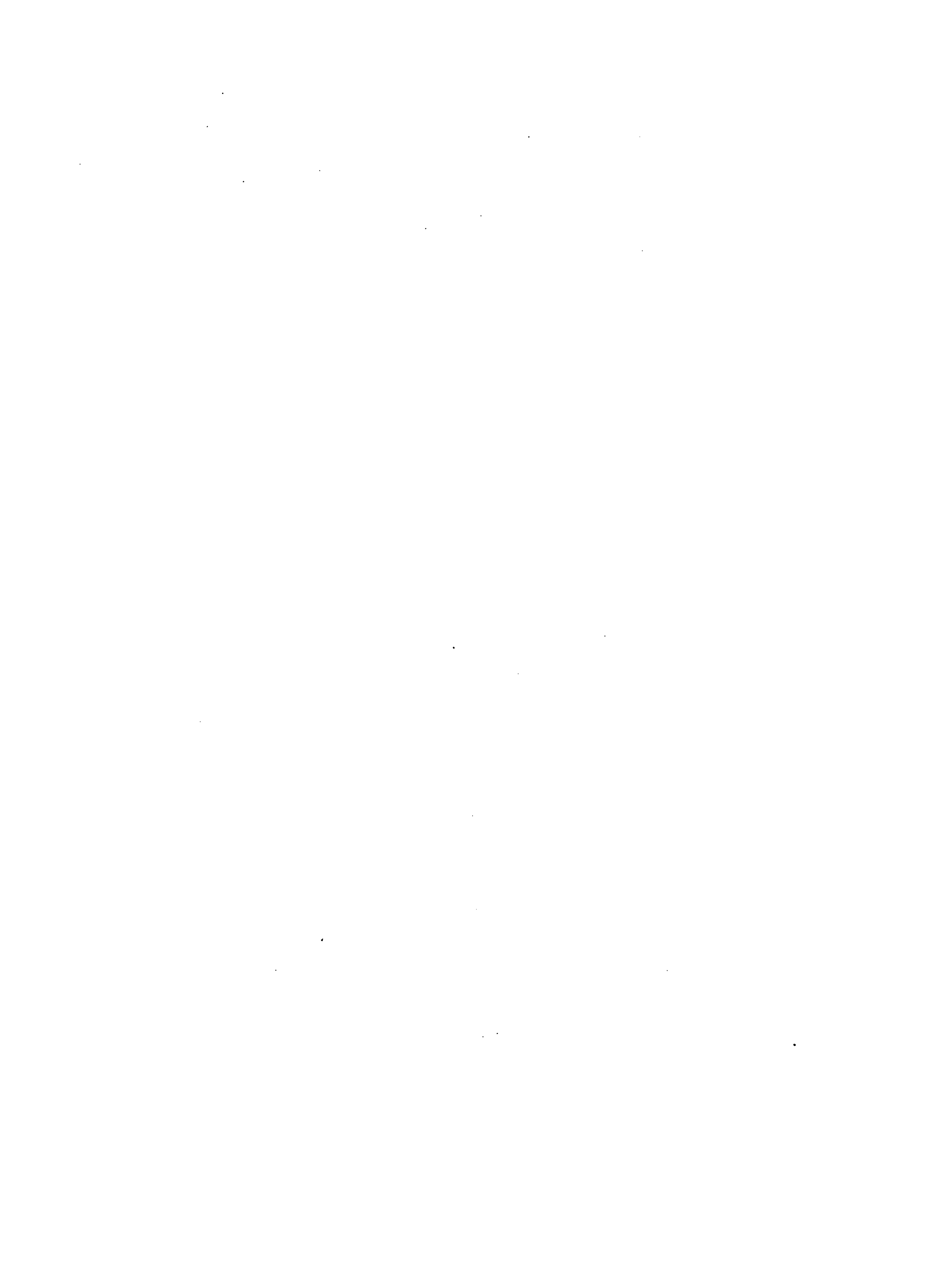
„— Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch dies erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.“












3 2044 069 564 813









